This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. i. 18.

Das Geheimniß der alten Mamsell.

Zweiter Band.

Das

Geheimniß der alten Mamsell.

Roman

von

E. Marlitt.

Zweiter Band.

Sechste Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Keil.
1872.

35. c. 18

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 NOV. 1933
OF OXFORD

17.

Aennchens Genesung schritt rasch vorwärts; gleichwohl wurde Felicitas ihres Wärteramtes noch nicht enthoben. Die Kleine, sonst ein stilles, geduldiges Kind, wurde heftig und aufgeregt, sobald das junge Mädchen das Zimmer verließ; es blieb mithin der Regierungsräthin nichts übrig, als Felicitas zu bitten, so lange bei dem Kinde zu bleiben, bis es vollkommen hergestellt sei. Die junge Wittwe that dies ohne Zweifel mit um so leichterem Herzen, als der Professor sich im Krankenzimmer fast gar nicht mehr aufhielt. Er kam jeden Morgen, um nach der Kleinen zu sehen, aber diese Besuche währten kaum drei Minuten. Manchmal nahm er das Kind auf den Arm und trug es einigemal drunten im sonnigen, geschützten Vorderhof auf und ab — sonst wurde er wenig im Hause gesehen. Es war,

als habe ihn plötzlich eine wahre Leidenſchaft für den Garten erfaßt; ſeine Tageseintheilung war eine ganz andere geworden; er arbeitete früh nicht mehr in ſeinem Zimmer — wer ihn ſprechen wollte, wurde hinaus in den Garten geſchickt. Frau Hellwig fügte ſich ſeltſamerweiſe der Marotte, wie ſie dieſen Umſchlag nannte, und richtete es zur großen Genugthuung der Regierungsräthin ſo ein, daß nun auch die Hauptmahlzeiten meiſt im Gartenhauſe gehalten wurden. Das alte Kaufmannshaus war dadurch zu Zeiten wieder ſtiller als je; man kam oft vor zehn Uhr Abends nicht nach Hauſe. Es geſchah aber auch manchmal, daß der Profeſſor allein und früher zurückkehrte. Dann hörte ihn Felicitas langſam die Treppe heraufkommen; ſonderbarerweiſe wiederholte ſich dabei ſtets etwas Eigenthümliches — er ging nämlich conſequent einige Schritte wie mechaniſch nach dem Krankenzimmer hin, dann blieb er plötzlich mitten im Vorſaale ſtehen, als beſinne er ſich, und raſcher als vorher ſtieg er ſchließlich in den zweiten Stock hinauf. Sein Zimmer lag über der Krankenſtube — an ſolchen Abenden ſaß er nicht über ſeinen Büchern — ſtundenlang ging er ruhelos droben auf und ab; dieſe einſame Wanderung hatte ſtets etwas Aufregendes für Felicitas, ſie brachte dieſelbe in Einklang mit jenem nächtlichen Geſtändniſſe.

Um acht Uhr Abends war Aennchen gewöhnlich eingeschlafen; dann nahm Rosa Felicitas' Platz am Bette des Kindes ein, und nun kamen auch Erholungsstunden für das junge Mädchen — sie ging hinauf in die Mansarde. Tante Cordula's neuliche Körperschwäche und Todesahnung schien glücklich überwunden; sie war heiterer als je und konnte froh wie ein Kind von der nahen Zeit plaudern, wo sie Felicitas ganz bei sich haben würde. Sie wartete gewöhnlich mit dem Abendbrode auf das junge Mädchen. Dann stand der sorgfältig arrangirte Theetisch im Vorbau; für irgend ein Lieblingsgebäck Felicitas' war stets gesorgt, und ein ganzes Paquet neu eingelaufener Zeitungen wartete auf die jugendliche Vorleserin. In diesen knapp zugemessenen gemüthlichen Stunden versank Alles, was in jüngster Zeit Felicitas' Herz — oft zu ihrer eigenen Verwunderung — bedrückte und quälte. Sie sprach nie über ihre Begegnisse im Vorderhause; die alte Mamsell, ihrer Gewohnheit treu, regte sie auch durchaus nicht zu irgend einer Mittheilung an, und so traten leicht Felicitas' augenblickliche, ihr selbst räthselhafte innere Zerwürfnisse in den Hintergrund.

An einem schönen, sonnigen Nachmittage saß Felicitas allein bei Aennchen; im ganzen Hause herrschte

förmliche Kirchenſtille — Frau Hellwig und die Regierungsräthin waren ausgegangen, um Beſuche zu machen, und der Profeſſor hielt ſich ohne Zweifel im Garten auf; denn im zweiten Stocke wurde nicht ein Lebenszeichen laut .... Die Kleine hatte lange geſpielt, nun legte ſie ſich müde zurück und ſagte bittend: „Liedchen ſingen, Caroline!“

Das Kind hörte Felicitas leidenſchaftlich gern ſingen. Das junge Mädchen hatte eine Altſtimme. Ihre Stimme hatte jenen Klang, der wie ein tiefer, voller Glockenſchlag ohne hörbare Vorbereitung ſich gleichſam aus der Bruſt löſt — jene Färbung, wie ſie auch dem Cello eigen; der Ton, der ohne irgendwelche faßbare, ſcharfe Kante in der Luft verſchwimmt, trägt einen Hauch leiſer Schwermuth, den Ausdruck unergründlicher Gedankentiefe. Die alte Mamſell mit ihrem ſeltenen muſikaliſchen Verſtändniß und der großartigen Ausbildung, die ihr eigenes Talent einſt durch tüchtige Meiſter erhalten, hatte dieſes köſtliche Material vortrefflich geſchult — Felicitas ſang namentlich deutſche Lieder in wahrhaft claſſiſcher Weiſe ... Sie hatte gefunden, daß ſie die Aufregung des Kindes ſtets beſchwichtigte, wenn ſie in leiſen Tönen irgend eine getragene Melodie anhob; ſpäter ließ ſie ihre Stimme auch gewaltiger ausſtrömen — begreiflicher-

weiſe jedoch nie, wenn ſie feindliche Ohren in der Nähe wußte.

„Du junges Grün, du friſches Gras,“ dies tiefſinnige Schumann'ſche Lied klang jetzt durch das ſtille Krankenzimmer mit ſo keuſch beherrſchtem Ausdrucke, wie er nur aus einer reinen Mädchenſeele kommen kann. Felicitas ſang die erſte Strophe weich, in ergreifender Einfachheit und mit zurückgehaltener Kraft; aber mit Beginn der Worte: „Was treibt mich von den Menſchen fort, mein Leid, das hebt kein Menſchenwort,“ da brauſte die mächtige Stimme auf, wie Orgelklang — in dieſem Augenblicke wurde droben im Zimmer des Profeſſors ein Stuhl nicht gerückt, ſondern fortgeſchleudert — raſche Schritte eilten nach der Thüre, und ſchrill und heftig wie Sturmläuten ſcholl plötzlich eine Klingel durch das menſchenleere Haus. Es war das erſte Mal, daß im Studierzimmer des zweiten Stockes der Glockenzug in Bewegung geſetzt wurde. Friederike eilte athemlos die zwei Treppen hinauf, und Felicitas ſchwieg tödtlich erſchrocken. Nach wenigen Augenblicken polterte die alte Köchin wieder herab und trat in das Krankenzimmer.

„Der Herr Profeſſor läßt Dir ſagen, Du ſollteſt nicht mehr ſingen — er könnte nicht arbeiten,“ rapportirte ſie in ihrer rauhen, rückſichtsloſen Weiſe. „Er

war kreideweiß und konnte kaum sprechen vor Aerger . . . Was machst Du denn aber auch für dumme Sachen? Hab' ich doch mein Lebtage so 'was nicht gehört — Du singst ja accurat wie ein Mannsbild, und — daß Gott erbarm' — das Lied! — ein reines Nachtwächterlied! . . Ich weiß nicht, was Du für ein Mädchen bist! Ich hab' auch singen können, wie ich noch jung war! Und was gab's damals für Lieder — schöne Lieder: ‚Freut Euch des Lebens' und ‚Guter Mond, du gehst so stille' . . . Laß das ein andermal gut sein, Caroline — das kannst Du nicht! . . . Ja, und Du sollst das Kind ein bischen in den Hof tragen und herumfahren, hat der Herr Professor gesagt."

Felicitas verbarg ihr glühendes Gesicht in den Händen — es war ihr, als habe sie einen vernichtenden moralischen Schlag erhalten — wie tief beschämt und gedemüthigt fühlte sie sich in diesem Augenblicke! So muthig sie sein konnte, wenn es galt, ihre Ueberzeugung zu vertheidigen und ihren Gegnern die Wahrheit ungeschminkt in das Gesicht zu sagen, so scheu und ängstlich verschlossen war sie in Bezug auf ihre Talente und Kenntnisse. Schon der Gedanke, daß ihre Stimme bis zu fremden Ohren dringen könne, schnürte ihr den Hals zu und machte sie sofort verstummen, irgend Jemand

aber gar läſtig damit zu werden, das hätte ſie nicht einmal auszudenken vermocht. Und nun war es wirklich geſchehen; man hielt ſie für aufdringlich, der Verdacht laſtete auf ihr, als habe ſie ſich bemerkbar machen wollen, und dafür war ſie auf die ſchonungsloſeſte Weiſe geſtraft und beſchämt worden — das war nicht zu ertragen! Die gröbſten Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen ſeitens der Frau Hellwig hatten ihr nie eine Thräne zu entlocken vermocht — jetzt aber weinte ſie bitterlich.

Eine Viertelſtunde ſpäter rollte Felicitas den Kinderwagen inmitten des Hofes langſam und vorſichtig auf und ab. Die fieberrothen Flecken auf den Wangen des jungen Mädchens erblichen allmählig unter dem erfriſchenden Hauche der Luft, aber den Ausdruck finſteren Brütens auf der blaſſen Stirne vermochte er nicht wegzuwiſchen ... Es währte nicht lange, ſo kam Frau Hellwig in Begleitung der Regierungsräthin zurück; zu gleicher Zeit ſtieg der Profeſſor die Treppe herab; er war im Begriffe auszugehen, denn er hielt Hut und Stock in der Hand. Alle Drei traten in den Hof. Die Regierungsräthin trug ein großes Paquet, und nachdem ſie ihr Kind begrüßt und geliebkoſt hatte, ſchob ſie die Papierumhüllung des Paquets ein wenig zurück und lächelte in reizend ſchalkhafter Weiſe nach ihrem Couſin hinüber.

„Sieh 'mal her, Johannes, bin ich nicht eine recht leichtſinnige Frau?“ ſcherzte ſie. „So ſehr mein Herz gegen weiblichen Putz geſtählt iſt, ſo wenig widerſteht es den Verlockungen einer Leinenhandlung. Da ſah ich in einer Auslage dies wundervolle Tiſchzeug — glaubſt Du, ich hätte vorübergehen können? Nicht möglich! Ehe ich mich deſſen verſah, hatte ich das Tiſchzeug im Arme und dies Schock ſuperfeine Leinwand dazu . . . Nun adieu, Winterſtaat! Wenn ich gewiſſenhaft ſein will, ſo muß ich dieſe Lücke in meinem Etat durch Weglaſſung verſchiedener Wintertoiletten wieder ausfüllen — ſei's d'rum — eine echte deutſche Hausfrau kann nun einmal ihren Leinenſchrank nicht voll genug haben!“

Der Profeſſor antwortete nicht. Er ſah über die Sprechende hinweg nach der Hofthüre. Dort trat eben die Bürgersfrau herein, die Felicitas neulich im Studierzimmer des zweiten Stockes geſehen hatte. Sie ſchien unter ihrem großen, verhüllenden Mantel ſehr bepackt zu ſein und ſchritt in faſt ehrfurchtsvoller Haltung auf den Profeſſor zu.

„Herr Profeſſor, mein Wilhelm ſieht wieder — er ſieht ſo gut, wie ich und alle geſunden Menſchen“, ſagte ſie; ihre Stimme bebte, und ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen. „Wer hätte das gedacht!

Ach was war das für ein unglücklicher Menſch, und wir Alle mit! . . . Nun kann er wieder ſein Brod verdienen, und ich darf mich einmal ruhig hinlegen, denn ich hinterlaſſe kein blindes, hülfloſes Kind . . . . Ach Herr Profeſſor, alle Schätze der Welt wären mir nicht zu viel für Sie! Aber wir ſind ja ſo grundarme Leute — es iſt ja gar nicht daran zu denken, daß wir Ihnen das je vergelten können, was Sie an uns gethan haben. . . . Seien Sie nicht böſe, Herr Profeſſor, ich meinte, wenigſtens eine geringe Kleinigkeit —"

„Nun, was ſoll's werden?" unterbrach ſie der Profeſſor barſch und trat einen Schritt zurück.

Die Frau hatte während ihrer letzten Worte den Mantel zurückgeſchlagen; ein großer Vogelbauer und eine Rolle Leinwand kamen zum Vorſchein.

„Sie haben die Nachtigall da ſo gern gehört, wenn Sie bei uns waren," hob ſie wieder an; „wenn Sie das Thierchen in einen kleinen Bauer thun, da können Sie's getroſt mit nach Bonn nehmen . . . Und das Stück Leinwand — es iſt nicht fein, aber feſt, ich hab's ſelbſt geſponnen — wenn es Madame Hellwig zu Leintüchern brauchen wollte —"

„Sind Sie denn nicht recht geſcheidt, Frau, daß Sie Ihrem Manne den Vogel da wegnehmen?" fuhr

ſie der Profeſſor grimmig an — man ſah ſeine Augen faſt nicht, ſo finſter runzelten ſich die überhängenden Brauen. — „Ich kann Vögel gar nicht leiden — abſolut nicht leiden — und meinen Sie denn, Sie ſeien berufen, für unſere Leibwäſche zu ſorgen? . . . Packen Sie auf der Stelle ihre Sachen zuſammen und gehen Sie nach Hauſe!“

Die Frau ſtand beſtürzt und wortlos vor ihm.

„Das hätten Sie ſich und mir erſparen können, Frau Walther!“ ſagte er milder. „Ich habe Ihnen wiederholt erklärt, daß Sie mir damit nicht kommen ſollen . . . . Nun, da gehen Sie jetzt und grüßen Sie mir Ihren Wilhelm, morgen werde ich noch einmal nach ihm ſehen.“

Er reichte ihr die Hand und ſchlug den Mantel über die Gegenſtände der verunglückten Expedition. Die Abgewieſene knixte mit niedergeſchlagenen Augen und entfernte ſich . . . Frau Hellwig und die Regierungsräthin waren ſtumme Zeugen geweſen; das Geſicht der Erſteren drückte jedoch entſchiedene Mißbilligung aus und einmal hatte es ſogar geſchienen, als wollte ſie ſich ſelbſt in den Handel miſchen.

„Nun, das verſtehe ich aber nicht recht, Johannes,“ ſagte ſie in zurechtweiſendem Tone, nachdem die Frau

das Haus verlaſſen. „Wenn ich bedenke, was Dein Studium gekoſtet hat, ſo ſollte ich meinen, hätteſt Du gar keine Urſache, irgend eine Entſchädigung zurückzuweiſen . . . Die Idee mit dem Vogel war freilich dumm — das Gezwitſcher könnte mir fehlen in meinem ſtillen Hauſe — aber die Leinwand hätte die Frau hier laſſen müſſen, wenn es auf mich angekommen wäre — Leinen wirft man nicht ſo mir nichts, dir nichts zum Fenſter hinaus!“

„Ach Tantchen, da wäre ich wohl ſehr ſchlecht bei Dir angekommen mit meinen barmherzigen Gedanken, die vorhin in mir aufſtiegen?“ ſprach die Regierungsräthin leicht ſcherzend. „Denke Dir nur, Johannes,“ fuhr ſie ernſter werdend, mit einem ſanften Aufſchlage ihrer Augen fort, „da haben wir heute Morgen von einer unglücklichen, aber braven Familie gehört — die armen Kinder haben nicht einmal Wäſche unter ihren elenden Kleidern — das dauert mich unſäglich — Tantchen und ich haben auch ſchon an eine Collecte gedacht .... Hätteſt du die Leinwand angenommen, da wäre ich als Bettlerin zu Dir gekommen — Du hätteſt ſie mir, wohl oder übel, ſchenken müſſen; ſie hätte prächtige Hemden für die Kinder gegeben — ich würde ſie ſelbſt genäht haben —“

„O, über dieſen Tiefſinn chriſtlicher Barmherzigkeit!“ unterbrach ſie der Profeſſor mit einem ingrimmigen Auflachen. „Das letzte Scherflein einer armen Familie muß her, damit die Noth anderer Bedürftiger geſtillt werde — und über dieſem Liebeswerke ſteht die großmüthige Vermittlerin und zeigt der zerknirſchten Welt den Glorienſchein weiblicher Mildthätigkeit um ihre blonden Locken!“

„Du biſt boshaft, Johannes!“ rief gekränkt die junge Wittwe. „Ich gebe ſehr gern —“

„Aber es darf mich um's Himmelswillen nichts koſten, nicht wahr, Adele?“ ergänzte er in bitterer Ironie. „Warum greift denn die echte, deutſche, fromme, Hausfrau nicht in ihren vollen Leinenſchrank? . . . Hier dies völlig überflüſſige Stück z. B.“ — er griff nach der Leinwandrolle auf ihrem Arme. Beide Damen wehrten entſetzt ſeine Hand ab, als beabſichtigte ſie ein Attentat auf das Leben der jungen Wittwe ſelbſt.

„Nein das geht denn doch über den Spaß, Johannes!“ klagte ſie, „dies wunderfeine Linnen!“

„Ich habe vorhin den Vorwurf von Dir hören müſſen,“ wandte ſich der Profeſſor an ſeine Mutter, ohne den Kummer ſeiner tiefbeleidigten Couſine weiter zu beachten, „daß ich die Früchte meines ſehr theueren

Studiums nicht so verwerthe, wie es nöthig sei . . . Ich kann Dir versichern, daß ich auch praktisch bin und es für eine Aufgabe des Mannes halte, zu erwerben — aber nebenbei habe ich doch auch noch eine etwas höhere Meinung von meinem Berufe; er führt weit mehr als jeder andere Wirkungskreis — der des Geistlichen nicht ausgenommen — auf das weite Gebiet menschlicher Barmherzigkeit. Ich werde nie zu den Aerzten gehören, die mit der einen Hand einem unbemittelten Kranken von seinem Schmerzenslager aufhelfen, um ihn auf der anderen Seite in die Sorge, wie er wohl diese Hülfe bezahle, zu stürzen."

Er hatte bis dahin Felicitas' Anwesenheit völlig unbeachtet gelassen. Auch jetzt streifte sein Blick nur wie unbewußt nach ihr hinüber; aber er blieb an diesem in innerer Befriedigung förmlich leuchtenden Gesichte hangen — zum ersten Male begegneten sich diese vier Augen mit dem Ausdrucke innigen Verständnisses — freilich nur mit der Schnelligkeit des Blitzes; das junge Mädchen senkte tödtlich erschrocken die Lider, und der Professor zog plötzlich seinen Hut mit einer fast zornigen Bewegung so tief in die Stirne, daß das stark geröthete Gesicht unter der breiten Krempe beinahe verschwand.

„Nun meinetwegen, das ist Deine Sache, Johannes das magst Du halten, wie Du willst," sagte Frau Hellwig eiskalt. „Deinem Großvater hättest Du übrigens mit der Ansicht nicht kommen dürfen. Die ärztliche Praxis ist Dein Geschäft, und ‚im Geschäfte', pflegte er zu sagen, ‚darf man keine sentimentalen Anwandlungen dulden.'"

Sie schob mißgelaunt ihre schwerfällige Gestalt nach der Hofthüre. Die Regierungsräthin drückte mit einer lieblich schmollenden Geberde das Paquet an ihr Herz und folgte ihr, neben dem Professor fortschreitend. In der Hausflur wandte der Letztere den Kopf noch einmal nach dem Hofe zurück. Felicitas hob eben Aennchen aus dem Wagen, um sie auf ihre Bitten noch einige Male auf und ab zu tragen. Man hätte meinen mögen, die zarte, leichte Gestalt müsse zerbrechen in dem Augenblicke, wo das Kind, die Arme um den feinen Hals des Mädchens schlingend, in seiner ganzen Schwere emporgehoben wurde. Der Professor kehrte sofort in den Hof zurück.

„Ich habe Ihnen schon einigemal das Tragen des Kindes verboten — es ist zu schwer für Sie!" rief er ihr verweisend und ärgerlich zu. „Hat Ihnen Friederike nicht gesagt, daß Sie Heinrich zu Hülfe nehmen sollen?"

„Das hat sie vergessen; — Heinrich ist auch nicht zu Hause.“

Der Professor nahm ihr das Kind vom Arme und setzte es in den Wagen, wobei er ihm ernst zuredete. Der Ausdruck seines Gesichts war strenger und finsterer als je — zu jeder anderen Zeit würde ihm Felicitas trotzig den Rücken gekehrt haben, aber heute war sie schuld an dieser üblen Laune; sie hatte das ernste, tiefe Studium des Arztes durch ihren Gesang unterbrochen und ihm möglicherweise eine sich eben gestaltende neue Idee verscheucht. Es half nichts, und wenn er auch noch so zornig und gereizt war, sie mußte um jeden Preis die Last loswerden, die ihre Seele bedrückte, er mußte erfahren, daß sie unwissentlich gefehlt hatte. Der Moment war ihr insofern günstig, als sie ihren Gegner nicht anzusehen brauchte; er neigte sich über den Wagen und sprach noch mit Aennchen.

„Ich habe Sie sehr um Verzeihung zu bitten, daß Sie durch mein Lied belästigt worden sind,“ sagte sie schüchtern. Dieser ihm völlig neue, lieblich bittende Ton ihrer Stimme übte eine merkwürdige Wirkung auf ihn aus; er fuhr empor und warf einen durchdringenden Blick auf das Gesicht des Mädchens. „Wenn Sie mir doch glauben wollten,“ fuhr sie eindringlicher fort

„daß ich nicht die entfernteſte Ahnung von Ihrer Anweſenheit im Hauſe gehabt habe!“

Das Wort „Lied“ mochte die Erinnerung an Felicitas' Thränen in Aennchen wecken. „Böſer Onkel! Arme Caroline hat geweint!“ ſchalt ſie und hielt ihm drohend die kleine, geballte Fauſt entgegen.

„Hat das Kind Recht, Felicitas?“ fragte er raſch.

Sie vermied es, dieſe Frage direct zu beantworten. „Ich war ſehr unglücklich in dem Gedanken —“

„Daß man glauben könne, Sie wollten ſich hören laſſen?“ unterbrach er ſie, während ein flüchtiges Lächeln über ſein Geſicht hinhuſchte. „Darüber mögen Sie ſich beruhigen. . . . Für wie rachſüchtig und bösartig unverſöhnlich ich Sie auch halte — an Gefallſucht Ihrerſeits denkt meine Seele nicht — das brächte ich mit dem beſten Willen nicht fertig. . . Ich habe Sie bitten laſſen, zu ſchweigen — nicht eigentlich, daß Sie mich geſtört hätten — ſondern weil ich — unfähig bin, Ihre Stimme zu hören. . . Das kränkt Sie wohl nun über die Maßen?“

Felicitas ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Nun, das iſt vernünftig. . . Uebrigens will ich Ihnen etwas ſagen.“ — Er bog den Kopf tief herab und ſah ihr feſt und aufmerkſam forſchend in die Augen.

„Ihr heutiger Geſang hat mir ein ſtrengverſchloſſenes Geheimniß verrathen!“

Felicitas erſchrak tödtlich. Er war ihrem Verkehr mit Tante Cordula auf die Spur gekommen. Sie fühlte, wie ſie flammendroth wurde, und ſah ihn ängſtlich verwirrt an.

„Ich weiß nun, weshalb ſie ſich jedweden ferneren Beiſtand unſererſeits für die Zukunft verbeten haben. In die Sphäre, in der Sie ſpäter leben und wirken wollen, reicht freilich unſer Arm nicht — Sie werden auf die Bühne gehen!“

„Da irren Sie ſich!“ antwortete ſie entſchieden und ſichtlich erleichtert. „Wenn ich es auch für eine der herrlichſten Aufgaben halte, ſeinen Mitmenſchen die Schöpfungen großer Geiſter vorführen zu dürfen, ſo fehlt mir doch dazu gänzlich der Muth. Ich bin unſäglich feig der Oeffentlichkeit gegenüber und würde es jedenfalls ſchon aus Mangel an Selbſtvertrauen in meinen Leiſtungen nicht über die Mittelmäßigkeit hinausbringen. . . Weiter gehören zu dieſem Berufe gründliche muſikaliſche Kenntniſſe, und die werde ich nie beſitzen.“

„Das läge doch ganz und gar in ihrer Macht.“

„Eben deshalb. Ich habe mir als Kind eingebildet, die Musik sei ein Ding, das man durchaus nicht wie Lesen und Schreiben lernen könne — ein Etwas, das, so ungefähr wie die Lehre Jesu, direct vom Himmel gekommen sein müsse — und diese kindische Vorstellung will ich behalten. . . Daß das, was mich zu Thränen rühren und mehr begeistern kann, als viele andere Herrlichkeiten der Welt, auf steifen, pedantischen Gesetzen beruhen und auf dem Papiere in einer Anzahl dicker, häßlicher Notenköpfe stehen soll, die ängstlich nachgezählt werden müssen — der Gedanke schon raubt mir allen Genuß; er berührt mich so abstoßend, wie die Thatsache, daß das Knochengerüst eines schöngebildeten Menschengesichts ein Todtenkopf ist — ich thue deshalb grundsätzlich keinen Blick in die leidige Maschinerie."

„Da haben wir ja gleich wieder den Grundton in Ihrer Natur, der sich gegen Alles auflehnt, was Gesetz und Regel heißt," sagte er sarkastisch, obwohl er mit sichtbarem Interesse ihrer eigenthümlichen Definition der Musik gefolgt war. „Also mein Schluß war falsch, und Ihre sehr auffallende Beklommenheit vorhin überflüssig," fügte er nach einer Pause scharf hinzu. „Es muß das ein merkwürdiges Geheimniß sein! . . Ich hätte fast Lust, schließlich doch noch kraft meines Amtes

als Vormund auf eine Darlegung Ihres Lebensplanes zu bringen.“

„Das würde umsonst sein,“ erwiderte sie ruhig und entschieden. „Ich werde nicht sprechen. . . Sie haben es mir selbst frei gestellt, nach Verlauf von zwei Monaten zu handeln, wie ich wolle.“

„Ja, ja, der Fehler ist leider gemacht,“ versetzte er gereizt. „Aber ich finde es denn doch — gelind gesagt — verwegen, in Ihrem noch sehr jugendlichen Alter Lebensfragen ganz nach eigenem Belieben, ohne jedweden Rath und Beistand eines Verständigen, entscheiden zu wollen. . . Ich setze den Fall, es handle sich um den wichtigsten Schritt im Leben des Weibes — um ein Gebundensein für immer —“

„In einem solchen Falle wäre mein Vormund der Letzte, den ich um Rath bitten würde!“ unterbrach ihn Felicitas flammendroth im Gesichte. „Ich wäre bereits gebunden, und zwar an einen verhaßten, charakterlosen Menschen, besäße ich nicht eben die Verwegenheit, in meinen Lebensfragen selbst entscheiden zu wollen. . . . Sie hätten getrost Ja und Amen zu jenem sogenannten ehrenvollen Antrage Wellners gesagt, wenn ich schwach genug gewesen wäre, mich durch vorhergehende schlechte Behandlung und Drohungen einschüchtern zu lassen!“

Dieſer Vorwurf traf wie ein zweiſchneidiges Schwert, denn er war gerecht. Der Profeſſor biß ſich auf die Lippen — ſein Blick irrte einen Moment unſicher über die Steinplatten zu ſeinen Füßen.

„Ich habe freilich gemeint, die mir von meinem Vater gewordene Aufgabe ſo am beſten zum Abſchluſſe zu bringen,“ ſagte er nach einer peinlichen Pauſe — ſeine Stimme hatte bei Weitem nicht die gewohnte Feſtigkeit. „Es war ein Irrthum; aber durchaus kein hartnäckig behaupteter, wie Sie wiſſen. Wenn ich auch auf den Rath und das Zeugniß meiner Mutter hin ohne nähere Prüfung meine Einwilligung gegeben habe, ſo bin ich doch weit entfernt geweſen, Ihren Entſchluß durch Zureden oder wohl gar Strenge beeinfluſſen zu wollen. . . Uebrigens ſollen meine Worte von vorhin der letzte Verſuch geweſen ſein, mein Vormundsrecht zu gebrauchen,“ fuhr er nicht ohne Bitterkeit fort. „Ich muß Sie Ihrem Schickſale überlaſſen. . . Sie gehen ihm froh und hoffnungsvoll entgegen?“

„Ja!“ antwortete das junge Mädchen mit leuchtenden Augen.

„Und glauben, in dem neuen Verhältniß glücklich zu werden?“

„So gewiß, als ich an ein ſchöneres Jenſeits glaube!“

Er hatte bei ſeiner letzten Frage einen jener durchdringend prüfenden Blicke auf ihr ruhen laſſen, wie er ſie wohl bei ſeinen verſtockteſten Patienten anzuwenden pflegte; als aber ihr Geſichtsausdruck immer ſtrahlender wurde, wandte er wie verletzt oder geärgert den Kopf weg. Er ſagte kein Wort mehr. Zerſtreut reichte er Aennchen die Hand, griff leicht grüßend an ſeinen Hut und ging langſam nach dem Hauſe zurück. —

An demſelben Abende ſaß Roſa in der Geſindeſtube. Ein zartblauer, duftiger Stoff bauſchte ſich auf ihrem Schoße, und ihre Finger handhabten die Nähnadel mit beinahe fieberhafter Geſchwindigkeit. Friederike leiſtete ihr Geſellſchaft. Das Kammermädchen ſah ſich genöthigt, bis nach Mitternacht zu arbeiten, und da hatte die alte Köchin den vortrefflichen Einfall gehabt, einen „ſteifen“ Kaffee zu kochen „nur von wegen des Munterbleibens.“

Es hatte längſt Zehn geſchlagen. Felicitas war in die Schlafkammer gegangen, um ſich zur Ruhe zu begeben, aber das unaufhörliche Geplauder der nebenan ſitzenden Kaffeetrinkerinnen machte ihr den Aufenthalt in dem dumpfen, ſchwülen Raume unerträglich.

Sie öffnete das Fenster weit, setzte sich auf den Sims, die gefalteten Hände um die Knice legend, und sah hinaus in den Hof. Er war nicht ganz dunkel. Auf den Vorsälen des ersten und zweiten Stockes brannten noch die Astrallampen. Durch die hohen Fenster fielen lange Lichtsäulen auf das Steinpflaster; sie streiften den silbern aufblitzenden Wasserstrahl des rauschenden Röhrenbrunnens, ließen in unheimlichen Ecken trübe Glasscheiben aufglühen und warfen schließlich noch einen falben Schein auf die ziemlich weit entfernte Façade des Hinterhauses. Ueber das große Viereck der Gebäude aber spannte sich der flimmernde Nachthimmel. Unverändert, wie vor längst verrauschten Zeiten, sahen seine Sternbilder herein in den Hofraum, den die Sage mit haarsträubenden Gespenstergeschichten bevölkerte — sie hatten Diejenigen, die jetzt als wehklagende Schemen hier angstvoll umher schweben sollten, in blühender Leibesgestalt gesehen, edle Ritter und stattliche Handelsherren, vornehme Damen in seidener Schleppe und die ehrbar im Leinenkleide einherschreitende bürgerliche Hausfrau; zu ihnen hatten Augen aufgeblickt, aus denen Weltlust glühend begehrlich sprühte, auch solche, die im aufgeblasenen Eigendünkel kalt und theilnahmlos an Gottes wundervollster Schöpfung vorüberstreiften, scheue

Augen, hinter denen das Verbrechen lauerte, und in Thränen ſchwimmende, bang blickende Kinderaugen — der Glanz war verlöſcht, ſie alle moderten; aber die große Lehre der Natur, daß Alles vergehen müſſe, bleibt unbegriffen. Geſchlecht nach Geſchlecht that die Augen auf und ſchloß ſie wieder, und was zwiſchen dieſen zwei Momenten lag, das war Kampf und Ringen um ein Stück Erde, Titel und Würden, volle Käſten und Kleiderpracht geweſen. Und ein die Welt bewegender Zug im Menſchencharakter, er trat auch hier hervor: die Herrſchſucht, der unheimliche Trieb, andere Menſchenkinder hinabzudrängen und ihnen den Fuß auf den Nacken zu ſtellen; und wo äußeres Anſehen und eigenes Geiſtesvermögen nicht ausreichte, da hüllte man ſich in die Weihrauchswolke des Glaubens. — Nichts iſt mehr verdreht und ausgebeutet worden im Intereſſe weltlicher Zwecke, als Gottes Wort, nie iſt mehr geſündigt worden, als in Gottes Namen!

Während dieſe Gedanken hinter der Stirne des jungen Mädchens kreiſten, wechſelten drüben in der Geſindeſtube Friederikens blecherne Stimme und der ſchneidend hohe Sopran der Zoſe unaufhörlich im Zwiegeſpräche.

„Ja,“ ſagte Roſa, plötzlich auflachend, „meine

Gnädige fiel aus den Wolken, als der Professor heute gegen Abend zurückkam und erzählte, daß er mit verschiedenen Herren und Damen übermorgen eine Partie auf den Thüringer Wald machen wolle — der und eine Partie! Gott im Himmel! In Bonn hockt er Jahr aus, Jahr ein hinter den Büchern, geht zu seinen Patienten und auf die Universität — das ist alles! Kein Ball, keine Soirée . . . Gräulich! An den Männern kann ich nun einmal das Frommthun nicht ausstehen!"

„Pfui, schämen Sie sich, Rosa!" schalt Friederike entrüstet. „Wenn das Ihre gnädige Frau hörte!"

„Na ja, Alles hat seine Grenzen. . . Im Institute ist er so gewesen, daß er am liebsten nicht mehr gegessen und getrunken hätte, um heilig und selig zu werden — damals hat ihn kein Mitschüler ausstehen können!"

„Die Menschen sind zu schlecht! — Da können sie ihn wohl jetzt auch noch nicht leiden?"

„Ach nein — jetzt wird er vergöttert. . . Wie er's angefangen hat, weiß ich nicht, aber seine Studenten hätscheln ihn wie ein Wickelkind, und die Damen — na, das ist geradezu schauderhaft — die küssen ihm wo möglich die Hände, wenn er ihnen ein Recept verschreibt. Meine Gnädige macht's ja nicht besser — ich möchte mich manchmal grün ärgern! Ja, wenn er noch hübsch

wäre! Aber ſo ein häßlicher Mann mit dem rothen Barte und den ungeleckten Manieren! Mir ſollte er kommen der ungeſchliffene Bär! . . . Der curirt Alles mit Grobheit. Meine Gnädige liegt z. B. in Krämpfen; da tritt er an das Bett, ſieht ſie an, als ob er ſie mit den Augen ſpießen wollte, und ſpricht: ‚Nimm dich zuſammen, Adele! Auf der Stelle ſtehſt Du auf! Ich werde einen Augenblick hinausgehen, und wenn ich zurückkomme, wirſt Du angekleidet dort auf dem Stuhle ſitzen — haſt Du mich verſtanden?‘ Und er kam wieder herein, und ſie ſaß richtig da — die Krämpfe ſind auch weggeblieben; aber ſagen Sie ſelbſt, ob das nicht ſcheußlich iſt, eine Dame von Stande ſo zu behandeln?“

„Er hätte es höflicher machen können, freilich!“ meinte die alte Köchin.

„Er tyranniſirt ſie überhaupt fürchterlich. . . Ihre ganze Freude iſt, ſich gut anziehen. Ich ſage Ihnen, Friederike, wir haben in Bonn Schränke voll Kleider, daß man ſich nicht ſatt ſehen kann, und was die Mode bringt, das wird mitgemacht. Weil aber der Herr Brummbär immer ſalbungsvoll von der Einfachheit predigt, da läßt ſich meine Gnädige nie in einem eleganten Anzug vor ihm ſehen — Mull, nichts als Mull! . . . Wenn er nur wüßte, wie theuer die weißen Fähn-

chen kommen! . . Er wollte ja auch durchaus, die arme Frau ſollte übermorgen zu Hauſe bleiben, Aennchens wegen; aber da kam die andere Reiſegeſellſchaft und hat vorgebeten — was konnte er da machen? . . . Dies blaue Kleid wird ihr hübſch anſtehen zur Reiſe, meinen Sie nicht; Friederike?“

Die Enthüllungen der leichtſinnigen Kammerjungfer machten auf Felicitas einen peinlichen Eindruck. Sie glitt vom Simſe herab, um noch einmal in die Geſindeſtube zurückzukehren; vielleicht verhinderte ihre Anweſenheit weitere Mittheilungen über Verhältniſſe, die doch ſicher nicht zu fremden Ohren dringen ſollten. Ohne eigentliches Ziel ſtreifte ihr Auge noch einmal das ihr gegenüberliegende Seitengebäude — ſie ſtutzte. Die Aſtrallampe im Vorſaale des zweiten Stockes warf ihren Schein auch in den langen Corridor, der nach Tante Cordula's Wohnung führte. Die erſten zwei Fenſter waren ziemlich hell erleuchtet, man konnte die ſchlechtgetünchte Hinterwand ſehen, aus welcher die alten Balken braun heraustraten. An dieſer Wand hin glitt eine Geſtalt, aber nicht als durchſichtiger, ſpukhafter Schatten — Er war's, den die Kammerjungfer ſo häßlich nannte. Felicitas ſah deutlich die kräftigen Linien ſeines Kopfes, die ſtarren Wellen des mächtigen Bartes, den hünen-

haften Oberkörper, der in seinen Formen, seinen Bewegungen freilich jeden Begriff von Eleganz ausschloß. Er durchschritt, mechanisch und unablässig mit der Hand über den Bart gleitend, die ganze Länge des Corridors bis an das letzte Fenster, das an den Vorplatz mit der gemalten Thüre stieß, und hinter welchem der sehr entfernte Lampenschein nur noch matt und unheimlich aufdämmerte; dann kehrte er zurück. Er machte ohne Zweifel seine nächtliche Promenade, und weil unter seinem Zimmer die Regierungsräthin und das Kind schliefen, so durchwandelte er ungehört den einsamen, abgelegenen Gang. . . Was trieb ihn wohl so rastlos auf und ab? Grübelte er über einem mediciniſchen Probleme, oder umflatterte ihn das Bild der Entfernten, um deren willen er einen „einsamen Lebensweg“ gehen mußte?

Sinnend schloß Felicitas das Fenster und zog die alten, verblichenen, grünwollenen Vorhänge dicht zusammen, welche seit Menschengedenken die Träume der Köchinnen im alten Kaufmannshause behüteten.

18.

Draußen im Garten, auf dem großen Wiesenflecke, den die Nußbäume beschatteten, war vor wenigen Tagen

das Gras gemäht worden. Ein herzerquickender, kräftiger Duft entstieg den Heuhaufen, auf deren einem Aennchen behaglich die armen, kleinen Glieder ausstreckte. Felicitas lehnte am Stamme des größten der Nußbäume; er war immer ihr Liebling gewesen. Da droben hatten einst ihre leichten Kinderfüße gestanden, und nicht allein das Rasenstück unten, sondern auch die ganze weite, himmlische Welt war ihr blumenbestreut erschienen. Ihr Auge glitt an dem Riesenstamme empor bis in das dunkle Herz, von wo aus das gewaltige Geäst sich weit und verwegen in die Lüfte hinausstreckte. Da d'rin, hinter der rauhen Rinde, pulsirte auch Leben; es stieg hinauf und fluthete bis in das zarte Geäder der Blätter, die wie Fühlfäden hinaustrieben in die Welt und dem alten Stamme wohl schwer zu schaffen machten — sie zitterten in jedem Lufthauche, brausten jäh auf, wenn der rauhe Wind über sie hinstrich, und sanken schlaff nieder unter dem sengenden Strahle der Sonne; aber mochte es droben auch zittern, seufzen und rauschen, der Stamm stand unbewegt — und das Menschenkind? Wie leicht brach es zusammen, wenn der Sturm des Schicksals über sein Empfinden hinbrauste!

Dieser erste Gedanke — so oft er sich auch bewahrheitet — hinter der weißen Mädchenstirne, die sich

leuchtend abhob von der dunklen Baumrinde, war er wohl nicht ganz gerechtfertigt. Gerade dies junge Geschöpf, so eigenartig, so zart und tief in seinen Empfindungen angelegt, hatte Stürmen getrotzt, die tausend Andere seines Geschlechts in den Staub niedergeworfen haben würden. Vielleicht entsprang jene trübe Reflexion der unbewußten Furcht, der plötzlichen Ahnung einer unbekannten Gefahr, unter welcher der gestählte Wille des jungen Mädchens doch dereinst zusammenbrechen konnte. Wie wenig vermögen wir selbst, die Vorgänge in unserem Seelenleben zu begreifen — wir fassen sie so verkehrt und ungeschickt auf, wie es einem fremden, unparteiischen Blicke gar nicht einmal möglich sein würde, und erst wenn hereinbrechende Katastrophen vorüber sind, erkennen wir, daß wir ihr Eintreten vorher gefühlt und gewußt haben.

Seit der Abreise des Professors und der Regierungsräthin waren bereits zwei Tage verstrichen. Der Erstere war mit einem Gesichtsausdrucke und einer Bewegung in den Reisewagen gestiegen, als schüttelte er eine schwere Last ab, die er gern und freudig der guten kleinen Stadt X. hinterlasse. In der Hausflur hatte er Rosa, Heinrich und der alten Köchin abschiednehmend die Hand gereicht — an Felicitas aber war er, die

Hutkrempe leicht berührend, vorüber geschritten, fremd und so ruhig, als habe dieser Mädchenmund nie ein herbes Wort zu ihm gesprochen, als kenne er die Augen nicht, die ihn so oft durch ihren trotzigen Ausdruck geärgert hatten. Nun, das war ja recht und vernünftig; meinte Felicitas mit zusammengepreßten Lippen, nun war er doch, wie er sein sollte. . . Ihm gegenüber hatte die junge Wittwe Platz genommen. Sie war wie eine Fee inmitten bläulicher Wolken an den Abschiednehmenden vorübergeschwebt, und unter dem italienischen Strohhütchen hatte das Gesicht so hoffnungsvoll gestrahlt, als sei sie gewillt, von dieser Reise ein langersehntes Glück mit heimzubringen.

Es war der zweite Nachmittag, den Felicitas mit Aennchen allein im Garten verbringen durfte — das waren nicht blos friedliche Stunden, sie hatten ihr auch Angenehmes — Wunderbares, wie sie es nannte — von außen her gebracht. Der Nachbargarten, den nur ein lebendiger Zaun von dem Hellwig'schen Grundstücke trennte, war vor einigen Tagen in den Besitz der Frank'schen Familie gekommen. Gestern hatte der Rechtsanwalt über den Zaun hinweg in seiner liebenswürdigen, vertrauenerweckenden Weise freundliche Worte mit ihr gewechselt, und heute hatte plötzlich eine alte Dame im

ſchwarzen Seidenkleide, das liebe, gütevolle Geſicht von einem weißen Häubchen umrahmt, dort geſtanden und ſie angeredet. Es war die Mutter des jungen Frank geweſen. Sie lebte äußerſt zurückgezogen nur für ihren Mann und den einzigen Sohn und war eine in der Stadt hochgeachtete Perſönlichkeit. Sie hatte im Hinblicke auf Felicitas' baldiges Scheiden aus dem Hellwig'ſchen Hauſe dem jungen Mädchen Rath und Beiſtand angeboten — ein ungeahnter Sonnenſtrahl im Leben des mißgeachteten Spielerskindes! . . . Und dennoch lehnte Felicitas jetzt in ernſtes Sinnen verloren da am alten Nußbaume. Ueber ihr zog es leiſe durch den dunklen Wipfel — ſie lächelte trübe — in dem Geflüſter hörte ſie Nachklänge eines verſunkenen Paradieſes. — Ihre halbzertretene erſte Jugend zog an ihr vorüber, und jetzt klang ihr das leiſe Rauſchen anders in der finſteren Prophezeihung: ſie ſei berufen, zu kämpfen, zu leiden bis zum letzten Athemzuge. . . Daß aber das Verhängniß in dieſem Augenblicke bereits über ihre ſchwachen Lebenshoffnungen zermalmend hinſchreite — das hörte ſie doch nicht.

Heinrich war vor wenigen Augenblicken zur Gartenthüre hereingekommen; es hatte ausgeſehen, als wollte er auf Felicitas in ſtürmiſcher Eile zulaufen, dann aber

war er hinter einer Taxuswand verſchwunden. Jetzt kam er langſam hervor. Mit dem erſten Blicke auf dies breite, ehrliche, aber furchtbar verſtörte Geſicht wußte das junge Mädchen, daß er Unheil bringe — von welcher Seite kam es? Sie ſprang ihm entgegen und faßte angſtvoll ſeine Hand.

„Ja, Fee'chen, ich kann Dir nicht helfen — erfahren mußt Du's doch einmal," ſagte er tonlos, während er ſich mit der verkehrten, ſchwieligen Hand über die erhitzte Stirne ſtrich und die Augen wegwandte. „Siehſt Du, armes Ding, das iſt ja nun einmal ſo der Welt Lauf —"

„Weiter!" unterbrach ſie ihn rauh, faſt aufſchreiend; dann biß ſie krampfhaft die Zähne zuſammen.

„Ja doch — daß Gott erbarm', wenn Du ſo biſt, wie ſoll ich Dir's denn da beibringen? . . . Die alte Mamſell —"

„Iſt todt!" vollendete ſie in gellenden Tönen.

„Noch nicht, Fee'chen, noch nicht; aber freilich — ſo gut, als wär's ſchon vorbei, ſie kennt ſchon Niemand mehr — der Schlag hat ſie gerührt. . . Ach Du lieber Gott, und ſo mutterſeelenallein iſt ſie geweſen! Die Aufwartfrau hat ſie gefunden, in der Vogelſtube, auf dem Boden hat ſie gelegen — hat erſt noch für die

armen Creaturen geſorgt —“ Die Stimme verſagte ihm, er weinte wie ein Kind.

Felicitas ſtand im erſten Augenblicke erſtarrt, der letzte Blutstropfen war aus ihrem weißen Geſichte entwichen; mechaniſch preßte ſie die ſchmalen Hände gegen die klopfenden Schläfe, aber keine Thräne kam aus ihrem Auge. Nur einen Moment irrte ein unſäglich bitteres Lächeln um ihre Lippen, dann griff ſie mit unheimlicher Ruhe nach ihrem Hute, der auf einem Heuhaufen lag, rief Roſa herbei, die arbeitend unter den Akazien ſaß, und übergab ihr das Kind.

„Sind Sie unwohl?“ fragte das Kammermädchen. Das bildſäulenartige Ausſehen, die unheimliche Starrheit in dem aſchbleichen Geſichte des jungen Mädchens erſchreckte ſie.

„Ja, ſie iſt krank,“ antwortete Heinrich an Felicitas' Stelle, die raſch nach der Gartenthüre zuſchritt.

„Fee'chen, nimm Dich zuſammen,“ mahnte er, ein Stück Weges neben ihr herſchreitend; „die Madame iſt bei ihr — gut, daß das die arme Mamſell nicht weiß! . . . Doctor Böhm iſt ſchon wieder fort —. er kann nichts mehr thun. . . Ach, und gerade heute, gerade heute! Du biſt nun einmal ein Unglückskind!“

Felicitas hörte nicht, was er ſagte; die Worte

ſchwirrten unverſtanden an ihren Ohren vorüber, wie ſie auch die Menſchen auf den Straßen nicht ſah, die ihr begegneten. Von Friederike ungeſehen, betrat ſie das Haus und ſtieg die Treppe hinauf. Auf dem Vorplatze der Manſarde warf ſie ihren Hut in eine Ecke. Die Thüre der Vogelſtube klaffte, ein wildes Geſchrei ſcholl heraus. Wie war dieſe Thüre ſonſt gehütet worden damit kein Flüchtling entſchlüpfe! Jetzt ging das junge Mädchen vorüber, ohne die Hand zu bewegen — mochten dieſe verlaſſenen Geſchöpfe ihre Nahrung unter Gottes freien Himmel ſuchen, ſie hatten ja keine Pflegerin mehr.

Sie trat in die große Wohnſtube; aus dem anſtoßenden Schlafcabinet ſcholl das unbiegſame, eintönige Organ der Frau Hellwig herein in den Raum, der ſeit vielen Jahren nur die Sprache der Muſik oder den ſeltenen Wohllaut einer unſäglich milden, ſeelenvollen Frauenſtimme gehört hatte. Die große Frau las eines jener ſogenannten alten Kernlieder, welche, für die Anſchauungen eines noch auf niederer Bildungsſtufe verharrenden Volksgeiſtes gedichtet, in ihrem leitenden Gedanken, ihrer Ausdrucksweiſe den Zweck als Vermittler zwiſchen dem Himmel und der Menſchenſeele für unſere Zeit völlig verloren haben. Dieſe grob zugehauenen, von gemein ſinnlichen Ausdrücken ſtrotzenden Verſe vor den

Ohren einer Sterbenden, die ihr ganzes Leben lang dem wahrhaft Schönen gehuldigt, die ihrer Gottverehrung nur Ausdruck gegeben hatte in dem, was von seinem Geiste ausgegangen: in der Poesie, in den himmlischen Melodieen gottbegnadeter Meister!

Geräuschlos wie ein Schatten glitt Felicitas in das Sterbezimmer. Frau Hellwig las weiter, ohne sie zu bemerken. . . Dort, unter den weißen Gardinen des Bettes, die sich leise wie Flügel in dem Luftzuge des geöffneten Fensters hoben und senkten, als seien sie bereit, die scheidende Seele zu empfangen und hinauf zu tragen, lag ein aschgraues Gesicht. . . O, wie grausam ist der Tod, daß er das, was wir auf Erden nicht wiedersehen sollen, vor unseren Augen erst noch so furchtbar entstellt, daß wir mit unwillkührlichem Grauen und Entsetzen in Züge blicken müssen, in denen wir gewohnt waren, die traute Sprache der Liebe, eines uns innig verwandten Geistes zu lesen!

Festgeschlossen waren die tief herabgesunkenen Lider dort noch nicht. Die Augäpfel irrten rastlos hin und her, ein leises Röcheln begleitete die schweren Athemzüge; in kurzen Unterbrechungen hob sich wie zum Schlage ausholend der rechte Arm und ließ dann die wachsbleichen gekrümmten Finger kraftlos auf die Decke niedersinken. . .

Welch ein furchtbarer Anblick für das junge Mädchen, dem dort der letzte Liebesstrahl in seinem armen Leben erlosch! — Felicitas trat an das Bett. Mit maßlosem Erstaunen hob Frau Hellwig die Augen von ihrem Gesangbuche und starrte in das todtenbleiche, thränenlose Gesicht, das sich über das Bett neigte.

„Was willst denn Du hier, unverschämtes Geschöpf?“ fragte sie laut und rücksichtslos; ihre große Hand hob sich und deutete gebieterisch nach der Thüre.

Felicitas antwortete nicht, aber die Unterbrechung der eintönigen Vorlesung schien Eindruck auf die Sterbende zu machen. Sie suchte ihren Blick zu fixiren — er fiel auf Felicitas. In diesem Strahle lag ein freudiges Erkennen; ihre Lippen bewegten sich, anfänglich freilich ohne Erfolg — es lag eine namenlose Angst in diesem Streben, sich verständlich zu machen; und siehe, die willenskräftige Seele siegte in der That und zwang den halberstorbenen Mechanismus des Körpers noch einmal zum Dienste. „Gericht holen!“ klang es eigenthümlich gurgelnd, aber deutlich von ihren Lippen.

Das junge Mädchen verließ sofort das Zimmer — hier war keine Minute zu verlieren. Sie flog durch den Vorsaal, allein in diesem Augenblicke, als sie an der Vogelstube vorüberkam, wurde die Thüre derselben

weiter aufgeriſſen — Felicitas fühlte ſich rückwärts von gewaltigen Fäuſten gepackt, ein furchtbaren Stoß ſchleuderte ſie mitten in die Stube, während hinter ihr die Thüre zugeſchlagen und von außen verſchloſſen wurde. Ein wahrhaft hölliſcher Lärm umtobte ſie d'rinnen; die Vögel flatterten erſchreckt mit ſinnverwirrendem Gekreiſche durch einander. Felicitas war zu Boden geſtürzt; im Vorwärtstaumeln hatte ſie eine der inmitten des Raumes ſtehenden Tannen ergriffen und mit niedergeriſſen. . . Was war geſchehen? . . . Sie richtete ſich empor und warf das in vollen Strähnen über ihr Geſicht fallende Haar zurück. Sie hatte Niemand geſehen, keinen Schritt gehört, und doch hatte ein Menſch hinter ihr geſtanden und ſich mit dämoniſcher Gewalt ihrer bemächtigt, in einem Momente, wo es galt, den letzten Willen einer Sterbenden auszuführen, wo ſie mit jeder Minute Verzug die ſchrecklichſte Verantwortung auf ihre Seele nahm.

Sie ſtürzte nach der Thüre, aber die war feſt verſchloſſen; ihr Pochen und Rütteln ging unter in dem entſetzlichen Geſchrei, das ſich abermals erhob. Die aufgeregten Thiere kreiſten über ihrem Haupte, fuhren wie ſinnlos gegen die Wände und beruhigten ſich auch dann noch nicht, als das Mädchen in ſtiller Verzweiflung

die Arme ſinken ließ. . . Wer ſollte ihr denn auch öffnen? Die Hände, die ſie hier hereingeſtoßen hatten, ſicher nicht! — Sie kannte dieſen eiſernen Griff nur zu gut — es waren dieſelben Hände, die eben noch das Geſangbuch gehalten; ſie hatten es fortgeworfen, um einen Gewaltſtreich auszuführen, und nun ſaß das ſchreckliche Weib wieder am Sterbebette und las mit eintöniger, unbewegter Stimme weiter; ſie ließ es erbarmungslos geſchehen, daß die Sterbende mit übermenſchlicher Willenskraft den Todeskampf verlängerte, in dem Wahne, noch einmal, und ſei es auch nur für Secunden, hienieden nöthig zu ſein. . . Arme Tante Cordula! Sie ſchied aus der Welt, die ſie einſam durchwandelt hatte, mit einer bittern Täuſchung — die letzten Eindrücke, die ihre Seele mit hinwegnahm, waren der religiöſe Fanatismus in Geſtalt jener verabſcheuten Frau und die ſprüchwörtlich gewordene menſchliche Undankbarkeit, deren ſich Felicitas ſcheinbar ſchuldig machte. Dieſer Gedanke trieb dem jungen Mädchen das Blut ſiedend nach dem Kopfe. Sie lief außer ſich auf und ab und pochte mit erneuerter Kraft abermals an die Thüre — vergebens. . . Warum war ſie eingeſperrt? Sie ſollte das Gericht holen, hatte Tante Cordula geboten — galt es ein letztes Bekenntniß? Nein, nein, die alte Mamſell hatte

nichts zu bekennen! Wenn ſie die Laſt einer Schuld durch's Leben hätte tragen müſſen, ſo war es eine fremde geweſen, die ſie erſt da droben abwerfen durfte; denn das war Felicitas allmälig klar geworden: ſie war unſchuldige Mitwiſſerin, niemals aber Mitſchuldige irgend eines verbrecheriſchen Geheimniſſes geweſen. . . Sie hatte vielleicht über ihr Eigenthum verfügen wollen, und das war nun durch die Gewaltthätigkeit der großen Frau vereitelt. Wenn Tante Cordula ohne Teſtament ſtarb, ſo fiel ihr ganzes Vermögen an das Haus Hellwig. . . wer weiß, wie viele Arme und Unglückliche in dieſem Augenblicke einer Unterſtützung beraubt wurden, die ſie vielleicht glücklich gemacht hätte für ihr ganzes Leben, während die Kaufmannsfamilie, deren Reichthum für ſehr groß galt, durch die Liſt einer Frau auf's Neue ihre Kiſten und Käſten füllte.

Felicitas trat an das Fenſter und ſah hinab auf die Nachbarhäuſer. Sie ſpähte angſtvoll nach einem Menſchengeſichte, das ſie um Hülfe anrufen konnte; aber die Wohnungen lagen zu tief drunten, ſie wurde weder gehört, noch geſehen. . . Wie klopften ihre Pulſe in Seelenqual und fieberiſcher Aufregung! Sie warf ſich auf den einzigen Stuhl der im Zimmer ſtand, und brach in Thränen der Verzweiflung aus. . . Jetzt war

es auf alle Fälle zu spät, auch wenn sie in diesem Augenblicke noch frei wurde. Vielleicht waren die lieben Augen da drüben bereits gebrochen und das Herz stand still, das in seinen letzten Augenblicken mit gesteigerter Angst vergebens auf Felicitas' Wiedererscheinen gehofft hatte. . . Den allgemeinen Trost, daß die verklärte Seele nun wisse, woran ihr letzter Wunsch gescheitert sei, hatte dies junge, sehr scharf und logisch erwägende Mädchen nicht — es ist schwer zu denken, daß der menschliche Geist, der, wie alles Geschaffene, dem großen Gottesgedanken gemäß, zahllose Phasen bis zu seiner höchsten Vollkommenheit allmälig durchlaufen muß, nach der beschränkten irdischen Kurzsichtigkeit sofort die göttliche Eigenschaft der Allwissenheit annehmen und aus dem Jenseits herüber in das Handeln und Treiben der Erdbewohner in die geheimsten Motive der Menschenbrust wie in ein aufgeschlagenes Buch blicken könne.

Sie mochte weit über zwei Stunden abwechselnd in dumpfem Hinbrüten und verzweiflungsvollen Anstrengungen, sich zu befreien, in ihrer Haft zugebracht haben. Ihre Umgebung war ihr geradezu entsetzlich geworden. Diese unvernünftigen Geschöpfe, einst ihre Lieblinge, die bei jeder rascheren Armbewegung ihr furienhaftes Gekreisch erhoben und umhertobten, wurden für ihre über-

reizte Phantaſie zu wahren Spukgeſtalten — ſie zitterte vor ihren eigenen Bewegungen. Dazu brach der Abend herein; es wurde dämmerig in dem unheimlichen Raume, der erſte, wilde Schmerz um die Verlorene brannte in ihrer Bruſt — es war eine Situation zum Wahnſinnigwerden! Noch einmal lief ſie nach der Thüre — wie betäubt vor Ueberraſchung blieb ſie ſtehen, das Schloß wich ohne den geringſten Widerſtand unter ihren Händen. . . Draußen auf dem Vorſaale war es todtenſtill; Felicitas hätte meinen können, ein ſchrecklicher Traum habe ſie gequält, wäre nicht das Wohnzimmer feſt verſchloſſen geweſen. Sie ſah durch das Schlüſſelloch; ein heftiger Zugwind brauſte ihr entgegen, die loſen Epheuranken d'rin an den Wänden bewegten ſich ſchaukelnd hin und her; man hatte die Fenſter geöffnet — — ja, es war Alles vorüber, vorüber! . . .

Drunten im Vorderhauſe ſaß die Köchin ſtrickend an der offenen Hausthüre, wie ſie an ſchönen Sommerabenden zu thun pflegte. Aus der Küche quoll der Duft friſchen Gebäckes, ſie hatte kaum erſt ein Kuchenblech voll kleiner Brezeln, wie ſie Frau Hellwig ſtets zum Kaffee genoß, aus der Röhre gezogen — es war alſo hier unten Alles in ſeinem Geleiſe fortgegangen, während droben ein Glied der Familie aus der Welt geſchieden war.

Felicitas ging in die Gesindestube. Gleich darauf trat auch Heinrich herein. Er hing still seine Mütze an den Nagel, dann schritt er auf Felicitas zu und reichte ihr wortlos die Hand. Der wehmüthige Blick der rothgeweinten Augen in diesem alten, wetterharten Gesichte drang wie erlösend in das schmerzerstarrte Innere des jungen Mädchens — sie sprang auf, schlang ihren Arm um seinen Hals und brach in ein leidenschaftliches Weinen aus.

„Du hast sie nicht noch einmal gesehen, Fee'chen?" fragte er nach einer Pause leise. „Friedrike sagt, die Madame habe ihr die Augen zugedrückt — ach, gerade die Hände! . . . Von Dir ist nicht die Rede gewesen, und das kann man sich doch an allen zehn Fingern abzählen, die Madame wäre wüthend geworden, wenn sie Dich da oben gesehen hätte. . . Wo hast Du denn gesteckt?"

Felicitas' Thränen hörten sofort auf zu fließen. Mit sprühenden Augen erzählte sie ihm, was geschehen war. Er rannte wie besessen in der Stube auf und ab.

„Ist denn das menschenmöglich!" rief er einmal um das andere und fuhr sich mit beiden Händen in seinen dichten grauen Haarwuchs. „Und das hat der

liebe Gott ſo mit anſehen können? . . . Ei, du heiliges Kreuz! . . . Und nun gehe Du hin und klage und erzähl's! Bei Gericht ſchicken ſie Dich heim, weil Du keine Zeugen haſt, und in der ganzen Stadt glaubt Dir's kein Menſch, denn das iſt die gerechte, fromme Frau Hellwig, und Du . . . Und wie hinterrücks ſie's gemacht hat!" unterbrach er ſich grimmig auflachend. „Juſt in einem Momente, wo die Vögel recht geſchrieen haben, hat ſie die Thüre ſachte wieder aufgeſchloſſen. . . Ja, ja, ich ſag's ja immer — 's iſt Eine von den Schlimmſten! . . . Fee'chen, Du armes Unglückskind, Dich hat ſie beſtohlen! Ich hab' heute Morgen die Herren vom Gerichte zur alten Mamſell beſtellen müſſen — morgen Nachmittag um 2 Uhr wollte ſie ihr Teſtament machen — Deinetwegen. . . Ja, ja, ‚wer weiß, wie nahe mir mein End'"; ſie war ſo erſtaunlich weltpolitiſch, Unſereiner hat ſich odentlich gegraut vor ſo viel Geſcheidtheit in einem Weiberkopfe, aber den ſchönen Vers hat ſie doch nicht ordentlich gekonnt, ſonſt hätte ſie nicht ſo lange gewartet!"

19.

Es war noch sehr früh am Morgen, als Frau Hellwig im Vorderhofe erschien. Statt der wohlbekannten, in ihrer Form seit vielen Jahren fast unverändert gebliebenen weißen Haube legten sich schwarze Spitzen um die blassen, fleischigen Wangen. Das unselige Geschöpf, das so oft den Sabbath des Herrn entheiligt hatte durch unheilige „Lieder und lustige Weisen," war ja nun todt; auch die letzte Spur seines geächteten Daseins war aus dem alten Kaufmannshause bereits verwischt — man hatte den Leichnam gestern Abend noch in das Leichenhaus geschafft. . . Trotz alledem hatte die Verstorbene den Namen Hellwig getragen — ihm galten die schwarzen Spitzen und der Kreppstreifen, der heute den wohlgestärkten Leinwandkragen am Halse der großen Frau verdrängt hatte.

Sie schloß die Thür auf, in welcher einst Felicitas die alte Mamsell hatte verschwinden sehen. Außer der bekannten Treppe, welche hinter der gemalten Thüre lag, führte noch ein zweiter Aufgang, eine enge, gewundene Stiege, in die Mansarde, und zwar direct von der schmalen, steilen Straße aus; das war der Weg, den

Heinrich und die Aufwartfrau benutzt hatten, und zu welchem auch die Hofthüre führte.

Wohl sahen die Gypsbüsten noch unangetastet von ihren hohen Postamenten herab, allein der Genius war entflohen aus dem Raume, den die große Frau jetzt mit der sicheren, unanfechtbaren Haltung der Besitzergreifenden betrat. . . Ein kaltes, verächtliches Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie die Reihe der Zimmer durchschritt, deren jedes einzelne in seiner Einrichtung das poesievolle Gemüth, den feinempfindenden Geist seiner ehemaligen Herrin bezeichnete, aber sie runzelte auch mit einem haßerfüllten Ausdrucke die Brauen, als ihr Auge über Bücherreihen hinter den Scheiben eines Glasschrankes streifte die auf ihren zierlich gepreßten Saffianeinbänden gefeierte Dichter- und Schriftstellernamen trugen.

Sie ergriff einen starken Schlüsselbund, der auf dem Nachttische lag, und öffnete einen Secretair — das offenbar interessanteste Möbel für sie. Eine musterhafte Ordnung herrschte in all' den Kästen: einer nach dem andern wurde aufgezogen — vergilbte, mit verblaßten Bändern zusammengebundene Briefpaquete, Schreibehefte kamen zum Vorschein. Die plumpen, weißen Hände stopften sie ungeduldig wieder hinein — was interessirte

ſie das Geſchreibſel, die große Frau war nicht neugierig! . . . Deſto wohlwollender wurde ein Käſtchen behandelt, das ſich bis an den Rand mit Documenten gefüllt erwies. Mit großer Aufmerkſamkeit und dem Ausdrucke innerer Befriedigung entfaltete Frau Hellwig Blatt um Blatt; ſie verſtand ausgezeichnet zu rechnen, im Nu hatte ſie die ſehr bedeutende Totalſumme dieſer einzelnen, ſicher und vortheilhaft angelegten Capitalien überſchlagen — ſie übertraf ihre Erwartung.

Damit hatte jedoch die Forſchung keineswegs ein Ende; es kamen die verſchiedenen Commoden und Schränke an die Reihe, und je länger Frau Hellwig ſuchte, deſto ungeduldiger und haſtiger wurde ſie. Allmälig röthete ſich ihr Geſicht, mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ſchritt ihre ſchwerfällige Geſtalt von Zimmer zu Zimmer, rückſichtslos durchwühlten ihre Hände die Wäſchkäſten, warfen die zierlich gefälteten Krauſen und Hauben der Verſtorbenen durcheinander, ſtießen Glas und Porzellan in den Schränken zuſammen, daß es klang und klirrte — das, was ſie ſuchte, war nicht zu finden. Sie trat endlich aufgeregt hinaus auf die Galerie. Daß ſie verſchiedene Blumentöpfe umſtieß und mittelſt ihrer ſchwerfälligen Bewegungen nach allen Seiten hin Blüthen und Zweige abknickte, war ihr ſehr

gleichgültig — ſie hatte in dieſem Augenblicke nicht einmal ihr ſtereotypes, verächtliches Lächeln für dieſen „Quark“, dieſe „Alfanzereien“.

Friederike fütterte gerade das Geflügel drunten im Hofe; Frau Hellwig befahl ihr, ſofort den Hausknecht heraufzuſchicken, und trat wieder zurück, um ihr Suchen von Neuem zu beginnen.

„Weißt Du nicht, wo die verſtorbene Tante ihr Silberzeug aufbewahrt hat?“ rief ſie dem bald darauf eintretenden Heinrich entgegen. „Es muß viel da ſein, ich weiß es von meiner Schwiegermutter. Sie hat mindeſtens zwei Dutzend ſchwere, ſilberne Eßlöffel, eine gleiche Anzahl ſchöner vergoldeter Kaffeelöffel, desgleichen ſilberne Leuchter, Kaffee- und Milchkanne gehabt,“ — dieſes mit bewunderungswürdiger Gedächtnißtreue feſtgehaltene Verzeichniß rollte von den Lippen, als werde es abgeleſen — „ich kann nichts von alledem finden — wo ſteckt es?“

„Das weiß ich nicht, Madame,“ verſetzte Heinrich ruhig. Er ſchritt auf einen Tiſch zu, zog deſſen Kaſten auf und nahm zwei ſilberne Eßbeſtecke heraus. „Das iſt Alles, was ich je von Silber bei der ſeligen Mamſell geſehen habe,“ ſagte er, „ich mußte es öfters putzen, weil es die Aufwartfrau nicht recht machte.“

Frau Hellwig ſchritt hin und her und biß ſich

zornig auf die Lippen. Die ſtrenge Zurückhaltung, die ſie dem Geſinde gegenüber ſtets beobachtete, verließ ſie für einen Augenblick.

„Es wäre eine ſchöne Geſchichte, ein wahrer Scandal, wenn die Alte dieſe werthvollen alten Familienſtücke verkauft oder wohl gar — verſchenkt hätte; ähnlich ſähe es ihr ſchon!“ ſagte ſie, freilich mehr wie für ſich. „Es muß wieder her, ich ruhe nicht eher! . . . Sie hat auch Brillanten gehabt, ſehr ſchönen Schmuck; es iſt Alles, was von ſolchen Sachen der Familie Hellwig je gehört hat, zwiſchen ihr und meiner Schwiegermutter getheilt worden.“ Sie unterbrach ſich, ihr Blick fiel in dem Momente auf den Glasſchrank, der die Noten enthielt. Ihn hatte ſie noch nicht unterſucht.

Der Schrank ſelbſt ſtand auf einem ſchwerfälligen Kaſten, den ſehr ſchön geſchnitzte Holzthüren umſchloſſen; ſie riß dieſelben auf — hohe Stöße ſorgfältig geordneter Zeitſchriften füllten die zwei Regale aus. Jener grauſam boshafte Zug erſchien verſtärkt in dem ungewöhnlich aufgeregten Geſichte, die Oberlippe krümmte ſich nach innen und ließ faſt die ganze obere Reihe ihrer ſchöngepflegten, feſten Zähne ſehen. . . . Sie zog ein Paquet um das andere hervor und ſchleuderte es auf die Erde, daß die einzelnen Hefte weit umherflogen.

In dem alten Manne kochte der Ingrimm. Er ballte die Fäuſte und ſah mit einem faſt wilden Blicke auf die Vandalin. Dieſe Blätter, er hatte ſie alle ſelbſt von der Poſt geholt, ſie waren eine wahre Erquickung und Freude für die Einſame geweſen; noch ſah er ihre freundlichen Augen aufſtrahlen, wenn er ein neuangekommenes Heft auf ihren Tiſch legte.

„Da haben wir ja gleich die Erbfeinde der heiligen Kirche beiſammen!“ murmelte ſie. „Dieſe Schandblätter, dieſe hölliſchen Sudeleien! Ja, ja, ſie hat's arg getrieben, die gottvergeſſene alte Jungfer, und ich bin gezwungen geweſen, ſo viele Jahre lang den unſauberen Geiſt unter meinem Dache zu dulden.

Sie richtete ſich empor und ſah hinter die Glasſcheiben. Bei dem Anblicke der Noten klang eine Art kurzen, rauhen Gelächters von ihren Lippen. Sie ſchloß den Schrank auf und befahl Heinrich, einen Waſchkorb zu holen. Was von Büchern und Notenheften auf den Regalen lag, mußte er in den Korb räumen. Er zerbrach ſich den Kopf, was wohl das Schickſal dieſer ſchönen Bücher ſein würde, die ſo oft dort auf dem Flügel gelegen, und von denen die alte Mamſell ſo köſtliche Muſik abgeleſen hatte. Die große Frau ſtand neben ihm und ſah ſtreng darauf, daß kein Blättchen

zurückblieb; sie selbst rührte nichts an, es sah fast aus, als fürchte sie, ihre Finger daran zu verbrennen.

Schließlich befahl sie dem Hausknechte, den Korb in das Vorderhaus zu tragen. Sie verschloß alle Thüren der Mansardenwohnung sorgfältig und folgte ihm. Zu Friederikens Aerger, der solche Besuche ein Gräuel waren, trat sie in die Küche; Heinrich mußte seine Last niedersetzen und eine Papierscheere aus dem Wohnzimmer bringen. Die alte Köchin hatte gerade starkes Bratfeuer.

„Heute kannst Du das Holz sparen, Friederike!“ sagte Frau Hellwig, ergriff ein loses Heft und warf es in die Flammen. Die zierlichen Mappen mit der kostbaren Handschriftensammlung der alten Mamsell lagen obenauf in dem Korbe. Die seidenen Bandschleifen, mit denen sie zusammengebunden waren, lösten sich, eine nach der anderen, unter den ruhig und beharrlich manipulirenden Fingern der großen Frau. . . Hei, wie das loderte und fraß! Hier strahlte noch einmal der Name „Gluck“ in rothem Glanze, dort glühten die Notenköpfe einer brillanten Schlußcadenz Cimarosa's wie feurige Perlen, um dann in ein und demselben Flammenmantel unterzugehen, der Italiener, Deutsche und Franzosen parteilos umfaßte.

Heinrich hatte im ersten Augenblicke fassungslos dagestanden — der Grimm schnürte ihm die Kehle zu. Noch lag die Leiche der armen Einsamen über der Erde, und dieses gefühllose Weib da hauste bereits in der Hinterlassenschaft und plünderte und zerstörte, wie kaum der roheste Kriegsknecht in Feindesland.

„Aber, Madame," sagte er endlich, „es könnte doch ein Testament da sein!"

Frau Hellwig hob ihr von dem Feuer roth angestrahltes Gesicht, es zeigte ein Gemisch von Hohn und Unwillen.

„Seit wann habe ich Dir denn erlaubt, mir gegenüber Deine weisen Bemerkungen zu machen?" frug sie beißend. Sie hatte eben das Bach'sche Opernmanuscript in den Händen, von welchem die alte Mamsell neulich gesagt, daß es, als nur in diesem einzigen Exemplare vorhanden, dereinst mit Gold aufgewogen werden würde. Energischer als vorher und mit einem ganz besonderen Nachdrucke zerriß und zerschnitt sie die Blätter in Atome und stopfte sie unter die Bratröhre.

In diesem Augenblicke wurde draußen die Hausglocke stark angezogen. Heinrich ging, zu öffnen. Ein Justizbeamter in Begleitung eines Gerichtsdieners trat ein. Er verbeugte sich vor der verwundert aus der

Küche kommenden Frau des Hauſes und ſtellte ſich in ſeiner Eigenſchaft als Amtscommiſſair vor, der beauftragt ſei, den Nachlaß der verſtorbenen Fräulein Cordula Hellwig zu verſiegeln.

Vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben verlor Frau Hellwig ihre eiſerne Ruhe und Kaltblütigkeit.

„Verſiegeln?“ ſtotterte ſie.

„Es liegt ein Teſtament bei der Juſtizbehörde.“

„Das iſt ein Irrthum!“ fuhr ſie heraus. „Ich weiß ganz genau, daß ſie nach dem Willen ihres Vaters kein Teſtament machen durfte — es fällt Alles an das Haus Hellwig zurück.“

„Thut mir leid,“ ſagte der Beamte achſelzuckend. „Das Teſtament exiſtirt, und ſo ſehr ich auch bedaure, incommodiren zu müſſen, meine Pflicht zwingt mich, die Verſiegelung ſofort vorzunehmen.“

Frau Hellwig biß ſich auf die Lippen, ergriff den Schlüſſel zur Manſardenwohnung und ſchritt dem Herrn voran. Heinrich aber lief triumphirend hinauf zu Felicitas, die bereits ihr Amt als Kinderwärterin wieder verwaltete, heute jedoch zu Aennchens Verwunderung ſtarr und ſtumm wie eine Statue neben der plaudernden Kleinen ſaß. Heinrich theilte ihr das Vorgefallene mit. Bei der Beſchreibung des Autodafé fuhr ſie empor.

„Einzelne Blätter waren es, die sie verbrannte?“ fragte sie mit erstickter Stimme.

„Ja, einzelne Blätter. Sie lagen in rothen Mappen, schöne Bänder hingen d'ran —“

Sie hörte nicht mehr auf ihn und eilte hinab in die Küche. Da stand der Korb, er enthielt noch verschiedene Clavierauszüge und Notenhefte, aber die Mappen lagen geöffnet und zerstreut auf dem Ziegelfußboden, auch nicht ein einziges Blättchen lag mehr darin. Der Zugwind hatte einen kleinen zerrissenen Papierfetzen in die Herdecke geweht. Felicitas hob ihn auf. „Johann Sebastian Bach's eigenhändig geschriebene Partitur, von ihm erhalten zum Andenken im Jahre 1707. Gotthelf von Hirschsprung.“ las sie mit überströmenden Augen . . . Das war das letzte Ueberbleibsel des geheimnißvollen Manuscriptes — die Melodieen waren verstummt für ewig!

Allem Anscheine nach hatte Frau Hellwig anfänglich nicht die Absicht gehabt, um des Todesfalles willen die Vergnügungsreise ihres Sohnes zu unterbrechen, aber nach der Versiegelung, von der sie sehr echauffirt, mit einem unglaublich grimmigen, verbissenen Gesichte zurückgekehrt war, warf sie hastig einige zurückrufende Zeilen auf das Papier. Bereits am Tage nach der Beerdi-

gung sollte, dem letzten Willen der Verstorbenen gemäß, das Testament eröffnet werden. Zu diesem Acte brauchte Frau Hellwig eine Stütze, sie war überhaupt fassungslos, wie noch nie in ihrem Leben. Der mögliche Verlust eines bedeutenden Vermögens, daß sie stets für unverlierbar gehalten, wirkte in seiner Schreckgestalt selbst deprimirend auf ihre eisernen Nerven.

Ein eigentliches Ziel hatte sich die Reisegesellschaft nicht gesteckt. „Eine Reise in's Blaue hinein, und wo es uns gefällt, wollen wir Hütten bauen," hatte das Programm gelautet; Frau Hellwig mußte demnach ihren Brief auch ziemlich in's Blaue hineinschicken . . . Das Suchen mit welchem sie in der Mansardenwohnung den Tag begonnen hatte, wurde nun im Zimmer ihres verstorbenen Mannes fortgesetzt. Unter den Familienpapieren mußten sich die Beweise finden, daß der alten Mamsell nicht das Recht zugestanden habe, eigenmächtig über ihren Nachlaß zu verfügen. Sie hatte möglicherweise Ersparnisse von ihren Zinsen gemacht, das war bereits gestern Abend Frau Hellwig's Vermuthung gewesen — das Thürschloß der Vogelstube hatte wacker seine Schuldigkeit gethan und auch dieses Capital der Familie erhalten . . . Wie die große Frau auch sann und grübelte, sie wußte sich selbst nicht mehr zu sagen, wo-

her ihr jene Ueberzeugung, die sie viele Jahre hindurch unumstößlich festgehalten, gekommen war. Hatte sie die Verfügung von Cordula Hellwig's Vater einst selbst gelesen, oder war es die mündliche Ueberlieferung irgend einer glaubwürdigen Person — genug, überzeugt war sie noch, und die Papiere mußten sich finden . . . Sie suchte und las, bis ihr leichte Schweißperlen auf die blasse Stirne traten — es war heute ein wahrer Unglückstag — ihre Forschungen waren ebenso erfolglos wie die von heute Morgen . . . Das Glück schüttet am liebsten kaltherzigen, berechnenden, phantasielosen Menschen seine Rosen vor die Füße — scheint es doch, als wähne es bei reich angelegten Naturen seine Schätze minder sicher, als bei solchen, die nicht allein am Geldkasten, sondern auch vor der Seele eiserne Riegel haben . . . Die große Frau war eines jener verwöhnten Glückskinder — sie war daher sehr verwundert über den heutigen Unglückstag.

Zwei Tage waren vergangen, der abgesandte Brief irrte wahrscheinlicherweise noch wohlverpackt in der Postkutsche durch die grünen Thäler des Thüringer Waldes, und die alte Mamsell wurde zur Erde bestattet, ohne daß ein Träger des Hellwig'schen Namens hinter ihrem Sarge geschritten wäre.

Felicitas trug ihren tiefen Schmerz ſchweigend, mit jener Selbſtbeherrſchung, die groß angelegten Charakteren eigen. Die Schwäche, welche Troſt im Zureden Anderer ſucht, kannte ſie nicht — ſeit ihrer Kindheit war ſie gewöhnt, alles Schwere mit ſich allein auszukämpfen und ihre Seelenwunden ausbluten zu laſſen, ohne daß ihre nächſte Umgebung das Vorhandenſein derſelben ahnete. Sie hatte es grundſätzlich vermieden, die Todte noch einmal zu ſehen. Der letzte bewußte Blick der Sterbenden, der noch einmal auf ihr geruht, war für ſie der Abſchied geweſen — ſie wollte das liebe Geſicht unbeſeelt nicht in ihre Erinnerung aufnehmen . . . Aber am Nachmittage des Begräbnißtages, als Frau Hellwig ausgegangen war, nahm ſie einen der Schlüſſel, die in der Geſindeſtube hingen; er ſchloß den Corridor, in welchen die dem Leſer bekannte Rumpelkammer mündete. Die mit den Jahren ſo bedeutend zunehmende Corpulenz der Hausfrau ließ ſie alles Treppenſteigen möglichſt vermeiden, aus dem Grunde hatte die alte Köchin ſchon ſeit länger ungehindert Zutritt in die am höchſten gelegenen Räume.

Tante Cordula ſollte und mußte heute noch friſche Blumen auf ihren Grabhügel haben, aber nur ſolche, die ſie ſelbſt gepflanzt hatte. Die Manſardenwohnung

war, mit Ausnahme der Vogelstube, versiegelt — auf diesem Wege konnte man mithin nicht zu dem hängenden Garten gelangen, den die Nachlässigkeit des Justizbeamten von aller menschlichen Pflege abgeschnitten hatte. . . . Nach neun Jahren zum ersten Male wieder stand Felicitas am Fenster der Dachkammer und sah hinüber nach dem blumenbedeckten Dache. . . . Was Alles lag zwischen jenem unglückseligen Tage, wo ihre gemißhandelte Kinderseele sich gegen Gott und die Menschen empörte, und heute! Dort drüben war ihr Heim — dort hatte die Einsame das geächtete Spielerskind beruhigend an ihr großes, edles Frauenherz genommen und mit allen Waffen ihres Geistes den Mordversuch auf seine Seele abgewehrt. Dort hatte das Kind unermüdlich gelernt und infolge dieses Lernens erst wahrhaft gelebt. . . Er, der in diesem Augenblicke in schöner Damengesellschaft genießend die prächtigen Thüringer Wälder durchstreifte — er ahnete nicht, daß sein einstiger auf Vorurtheil und finster zelotischer Anschauungsweise basirter Erziehungsplan einzig an einigen wagehalsigen Schritten über die zwei schlanken Rinnen da unten gescheitert war.

Und jetzt sollte dieser Weg noch einmal zurückgelegt werden. Felicitas stieg aus dem Fenster und schritt über die Dächer; sie kam rasch und leicht hinüber und

hatte bald den ebenen Boden der Galerie unter ihren Füßen. . . . Die armen Dinger da, die so harmlos mit den Köpfchen im leisen Zugwinde nickten, waren weit schlimmer d'ran, als die Lilien auf dem Felde. Wie durch ein Zauberwort hoch in den Lüften festgehalten, wußten sie nichts von der süßen, warmen Muttererde, nichts von dem starken Heimathboden, der die Grundvesten mächtiger Bäume, wie das zarte Wurzelgefaser der kleinsten Blume sich fest in das Herz drückt — ihr Wohl und Wehe hatte in den zwei kleinen, weißen, welken Händen gelegen, die jetzt selbst still in dem Heimathboden ruhten und zu Erde wurden. Noch fühlten indeß die Herausgesperrten ihre Verwaisung nicht, es hatte mehrere Male zur Nachtzeit stark geregnet — in diesem Augenblicke blühten und dufteten sie um die Wette.

Felicitas drückte ihr Gesicht gegen die Scheiben der Glasthüre und sah hinein in den Vorbau. Da stand der kleine, runde Tisch; das Strickzeug mit einer halb abgestrickten Nadel lag neben dem Knäuelbecher, als sei es eben nur aus der Hand gelegt worden, um im nächsten Augenblicke wieder aufgenommen zu werden. Quer über einem aufgeschlagenen Buche lag die Brille; das junge Mädchen las tief bewegt einige Zeilen — der letze geistige Genuß, den die alte Mamsell auf Erden

gehabt hatte, war die Rede des Antonius im Shakespeare's Julius Cäsar gewesen. . . Da drüben im Wohnzimmer stand der geliebte Flügel, und seitwärts blinkten die Scheiben des großen Glasschrankes — sie zeigten die leere Fläche der Regale, das alte Meuble hatte sich treuloser Weise seine musikalischen Kostbarkeiten entreißen lassen, sie waren zu Asche zerstiebt, andere dagegen hielt es um so fester — Frau Hellwig hatte vergebens nach den Silberschätzen der alten Mamsell gesucht . . . in diesem Augenblicke erschrak Felicitas heftig. Das Geheimfach des Schrankes enthielt nicht allein Schmuck und Silber, in einer Ecke stand auch ein kleiner grauer Pappkasten. „Er muß vor mir sterben!“ hatte Tante Cordula gesagt . . . war er vernichtet? . . . Um keinen Preis sollte er in die Hände der Erben fallen, und doch war die alte Mamsell stets zu feig gewesen, Hand an ihn zu legen. Es war mehr als wahrscheinlich, daß er noch existirte. Wenn das Testament den Ort bezeichnete, wo das Silber lag, dann wurde möglicherweise auch ein Geheimniß offenbar, das die Einsame mit allen Kräften der Welt zu entziehen gesucht hatte — das durfte nun und nimmer geschehen.

Die Glasthüre des Vorbaues war von innen verriegelt. Rasch entschlossen drückte Felicitas eine Scheibe

ein und griff nach dem Riegel — er lag nicht vor, wohl aber hatte man zugeſchloſſen und den Schlüſſel abgenommen — eine troſtloſe Entdeckung! . . . Ein leidenſchaftlicher Grimm bemächtigte ſich des jungen Mädchens gegen das Verhängniß, das ihr conſequent in den Weg trat, wenn ſie hoffte, für Tante Cordula wirken zu können. In den Schmerz um die Verſtorbene miſchte ſich nun auch die ſchwere Frage um das, was wohl nun kommen werde. War der Inhalt des kleinen grauen Kaſtens geeignet, das Gerücht bezüglich einer Schuld der alten Mamſell zu widerlegen? Oder warf er, vielleicht myſtiſch und unlösbar, einen noch tieferen Schatten auf die Heimgegangene?

Sie ſchnitt raſch ein ſchönes Bouquet ab, ſteckte zwei Töpfe mit Aurikeln — Tante Cordula's Lieblinge — in ihren Korb und legte den Weg über die Dächer mit weit ſchwererem Herz zurück, als ſie gekommen war.

Nun hatte dies junge Mädchen bereits drei Gräber da draußen auf dem weiten, ſtillen Todtenfelde! Die liebſten Menſchen, die ihr warmes Herz mit Inbrunſt umfaßte, deckte die Erde. Sie warf einen unſäglich bitteren Blick gen Himmel, als ſie die Blumen auf Tante Cordula's friſches Grab ſtreute — er konnte ihr nun nichts mehr nehmen! Ihr Vater war ſeit vielen Jahren

verſchollen — er moderte längſt in fremder Erde; dort drüben auf einem koſtbaren Marmorblocke leuchtete in Goldſchrift der Name Friedrich Hellwig, und hier — ſie ſchritt auf das Grab ihrer Mutter zu, es war, Dank der Fürſorge der alten Mamſell, ſeit neun Jahren zur ſchönen Jahreszeit ſtets mit köſtlichen Blumen bedeckt. Aber heute lag der Grabſtein herausgeriſſen neben dem Hügel: Heinrich hatte erſt vor einigen Tagen erklärt, die Inſchrift müſſe endlich einmal erneuert werden, ſie ſei am Erlöſchen — wahrſcheinlicher Weiſe war auf ſeinen Betrieb der Stein herausgenommen worden. Er war bis dicht an den Namen der Verſtorbenen eingeſunken geweſen; heute nun zeigte er ſich in ſeiner ganzen Länge. „Meta d'Orlowska“ las Felicitas mit verdunkeltem Blicke; aber da ſtand ja weiter drunten noch ein Name, den die Erde bis jetzt vollkommen verdeckt hatte. Von der ſchwarzen Farbe zeigte ſich freilich nur noch hier und da ein ſchwacher Reſt an den Schriftzügen: allein ſie waren in den Sandſtein vertieft — „geborene von Hirſchſprung aus Kiel“ ließ ſich ohne Mühe entziffern.

Felicitas verſank in tiefes Sinnen. . . . Dieſer Name hatte auf dem Bach'ſchen Opernmanuſcripte geſtanden; er hatte ferner dem uralten, thüringiſchen Ritter-

geſchlechte gehört, deſſen Wappen noch auf allen Wänden des alten Kaufmannshauſes prunkte — das kleine ſilberne Petſchaft in Felicitas' Kindertäſchchen zeigte aber auch denſelben ſpringenden Hirſch . . . wunderbares Räthſel! Das ſtolze Geſchlecht, das in ſeinen letzten Generationen zu Hobel und Pfrieme hatte greifen müſſen, war ja längſt erloſchen. Heinrich hatte als Kind den letzten Träger des alten Namens noch gekannt — er war jung und unverheirathet als Student in Leipzig verſtorben . . . und doch war vor vierzehn Jahren aus dem fernen Norden eine junge Frau gekommen, die im Elternhauſe den Namen getragen und das Wappen geführt hatte. . . . War einſt ein Zweig vom alten Thüringer Stamme losgeriſſen und in die Ferne geſchleudert worden? . . . Du ſtolzer Ritter, der du deine Geſtalt auf der Steinplatte im alten Kaufmannshauſe verewigen ließeſt, tritt heraus aus deinem Zinnſarge und wandle über dies Gräberfeld! Verſchiedene Steine tragen deinen Namen, und unter ihnen ruhen Männer mit ſchwieligen Arbeiterhänden, Männer, die im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod eſſen mußten, während du die Anſprüche und Vorrechte deines Geſchlechts bis in alle Ewigkeit verbrieft und beſiegelt hinterließeſt, während du in dem unzerſtörbaren Wahne die Augen ſchloſ-

feſt, dein bevorzugtes Blut, die ariſtokratiſchen Hände deiner Nachkommen ſeien gefeit gegen die Befleckung der Arbeit. Tritt her an dies Grab, das den Staub einer weit hergewanderten Tochter deines Hauſes deckt! Das Brod, das ſie aß, war ein ungleich härteres, ein verachtetes — ſie mußte im Gaukelſpiele vor die Menſchen treten, und dieſes Gaukelſpiel zerſtörte ihren blühenden Leib. . . Du haſt nicht an den Wechſel gedacht, der in der Welt- und Menſchengeſchichte dort eine Woge gen Himmel trägt und hier einen Abgrund öffnet, um beide dann für einen Augenblick trügeriſch wieder zu ebnen und auszugleichen.

Ob noch Verwandte von Felicitas' Mutter exiſtirten? Das junge Mädchen beantwortete ſich dieſe Frage ſelbſt mit einem bitteren Lächeln; auf alle Fälle exiſtirten ſie nicht für die Tochter der Meta von Hirſchſprung. Sie waren zweimal öffentlich aufgerufen worden und hatten conſequent geſchwiegen. Vielleicht hatte dieſe Linie des alten Geſchlechts ſeine urſprüngliche Reinheit behalten bis zu dem Augenblicke, wo eine Tochter derſelben dem Taſchenſpieler Herz und Hand ſchenkte — ſie wurde verſtoßen aus dem Paradieſe adeligen Glanzes, aus dem Kreiſe der Ihrigen auf Nimmerwiederkehr. . . Soviel war gewiß, ihr Kind beſchritt die Schwelle Derer

niemals, die ihre Familienbeziehung zu der Ehefrau des Taſchenſpielers öffentlich verleugneten.

20.

Felicitas kehrte, nachdem ſie den Gottesacker verlaſſen, nicht in das Haus am Markte zurück. Roſa und Aennchen erwarteten ſie im Garten, gegen Abend wollte auch Frau Hellwig kommen, um mit dem Kinde unter den Akazien zu eſſen. . . . Die große Frau hatte ihre äußere Ruhe ſcheinbar wiedergewonnen, nur war es auffallend, daß ſie viel mehr, als ſonſt, ausging; es hatte faſt den Anſchein, als ſei es ihr Bedürfniß, ſich bis zur Ankunft ihres Sohnes zu zerſtreuen und vielleicht auch ein wenig auszuſprechen.

Die Begegnung mit Felicitas in der Manſarde ſchien ſie völlig ignoriren zu wollen. Auf die Vermuthung, daß das Mädchen Verkehr mit der alten Mamſell gehabt habe, war ſie augenſcheinlich nicht gekommen; ſie hatte Felicitas' Eindringen einfach für Neugierde gehalten, die ſie unter anderen Umſtänden freilich nicht ſtraflos hatte hingehen laſſen; aber im Hinblick auf die weiteren Vorgänge jenes Abends war es ihr ohne Zweifel

wünschenswerth, daß das Vorgefallene möglichst rasch vergessen werde.

Felicitas hatte eilig beinahe die ganze kleine Stadt umschritten und blieb nun vor einer Gartenthüre stehen. Sie schöpfte tief Athem, dann legte sie rasch entschlossen die Hand auf den Drücker und öffnete die Thüre; sie führte in den Nachbargarten, in das Besitzthum der Frank'schen Familie... Das junge Mädchen war jetzt einzig und allein auf sich und seine eigenen Entschlüsse angewiesen. So, schmerzzerrissen auch ihre Seele war, auf die Energie ihres im Kampfe hartgewordenen Charakters hatten diese inneren Leiden keinen Einfluß; ihr außerordentlich klarer Kopf stand auch nach dem härtesten Schlage sehr bald dem Unvermeidlichen gegenüber, und nie hatten die Nebel der Gefühlsseligkeit oder Schwärmerei diesen scharfen, logischen Gedankengang zu beeinträchtigen vermocht.

Die zarte, sehr distinguirt aussehende Dame im weißen Häubchen, die Felicitas vor wenigen Tagen angeredet hatte, saß zeichnend in einem schattigen Laubgange.

Sie erkannte die Eintretende sofort und winkte ihr eifrig, näher zu kommen.

„Ah, da kommt meine kleine, junge Nachbarin und will einen guten Rath, nicht wahr?" fragte sie mit herz-

gewinnender Freundlichkeit und ließ das junge Mädchen neben ſich niederſetzen. Felicitas ſagte ihr, daß ſie nach Verlauf von drei Wochen das Hellwig'ſche Haus verlaſſen müſſe und eine Stelle ſuche.

„Wollen Sie mir nicht ungefähr ſagen, was Sie leiſten können, mein Kind?“ fragte die Frau und ließ ihre großen, klugen Augen, welche lebhaft an die ihres Sohnes erinnerten, auf Felicitas' Geſichte ruhen; es wurde flammend roth. . . Sie ſollte von ihren ſcheu verſchwiegenen Kenntniſſen ſprechen und ſie plötzlich auskramen, wie der Kaufmann ſeine Waaren — es war ihr ein unſäglich peinliches Gefühl, und doch mußte es ſein.

„Ich glaube, ganz leidlich im Franzöſiſchen und Deutſchen, in Geographie und Weltgeſchichte unterrichten zu können,“ antwortete ſie zögernd, „auch im Zeichnen habe ich mich geübt; muſikaliſch ausgebildet bin ich nicht, allein ich weiß, was zu einem tüchtigen, ſchulgerechten Geſangsvortrage gehört;“ — die Augen der Frau Hofräthin vergrößerten ſich merklich im Erſtaunen — „dann kann ich auch kochen, waſchen, bügeln und auf Verlangen auch ſcheuern.“ Die letzten Artikel des Berichtes kamen ungleich raſcher von den Lippen des jungen Mädchens, als die anfänglichen.

„Hier, in unſerem guten, kleinen X., möchten Sie wohl nicht bleiben?“ fragte die Dame lebhaft.

„Wünſchenswerth wäre mir allerdings ein längerer Aufenthalt nicht, aber ich habe liebe Gräber hier, allzu raſch möchte ich mich auch nicht von ihnen trennen —“

„Nun, dann will ich Ihnen etwas ſagen. Die Geſellſchafterin meiner Schweſter in Dresden verheirathet ſich; dieſe Stelle wird in ſechs Monaten frei, ich werde Sie dort empfehlen, und bis dahin bleiben Sie bei mir. Sind Sie damit einverſtanden?“

Felicitas küßte ihr überraſcht und dankbar die Hand, aber dann richtete ſie ſich empor und ſah die alte Dame mit einem beweglichen Blicke an, es war nicht zu verkennen, daß ihr noch ein Wunſch auf den Lippen ſchwebte; die Hofräthin bemerkte es ſofort.

„Sie haben noch etwas auf dem Herzen, nicht wahr? . . . Wenn wir eine Zeit lang mit einander leben wollen, dann müſſen wir vor Allem offen ſein, alſo heraus mit der Sprache!“ ſagte ſie munter.

„Ich möchte Sie bitten, meiner Stellung in Ihrem Hauſe, ſei ſie auch die untergeordnetſte und von der kürzeſten Dauer, eine beſtimmte Geſtalt zu geben,“ antwortete Felicitas raſch und feſt.

„Ach, ich verſtehe! Sie ſind es müde, ein Brod

zu eſſen, das Sie ſauer genug verdienen mußten, und welches — ſprechen wir es aus — trotzdem ein Gnadenbrod genannt worden iſt?“

Felicitas bejahte eifrig.

„Nun, in dieſe drückende Lage ſollen Sie bei mir nicht kommen, mein liebes, ſtolzes Kind. Ich engagire Sie hiermit als meine Geſellſchafterin. Waſchen, ſcheuern, bügeln ſollen Sie natürlich nicht, wohl aber manchmal in der Küche nachſehen, denn ich und meine alte Dore werden nachgerade morſch und müde — wollen Sie?“

„Ach, und wie gern!“ Zum erſten Male nach Tante Cordula's Tode glitt es wieder wie ein ſchwaches Lächeln über das ernſte Geſicht des jungen Mädchens.

Ein feiner Sonnenſtrahl, der durch das wilde Weinlaub des ſchattigen Ganges ſpielend auf und ab geglitten war, erloſch plötzlich — es wurde Abend. Felicitas erinnerte ſich, daß ſie auf ihrem Poſten ſein müſſe, bevor Frau Hellwig in den Garten käme, und bat deshalb um die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen. Die Hofräthin entließ ſie mit einem warmen Händedrucke. und nach wenigen Augenblicken ſtand ſie drüben im Garten und hatte die kleine Anna auf dem Arme. Bald darauf kam auch Friederike; ſie trug einen ſchweren Korb voll Geſchirr und ſah ſehr erhitzt aus.

„Vor einer Stunde ſind ſie angekommen!“ rief ſie beinahe athemlos und ſichtbar ärgerlich, indem ſie ihre Laſt niederſetzte. „'s iſt wahr, ſo kunterbunt wie jetzt iſt's noch nie bei uns zugegangen! . . . . Die Madame ſagt mir, wie noch der Wagen über den Markt 'rüber kommt, es ſolle nun in der Stadt gegeſſen werden; ich richte auch im guten Glauben Alles vor — da heißt's auf einmal wieder, der Profeſſor wolle partout in den Garten, und da bin ich nun ſo gut, packe die ganze Wirthſchaft zuſammen und ſchleppe ſie da heraus.“

Damit rannte ſie nach einem Beete und ſchnitt einige Salatköpfe ab.

„Es hat Spectakel d'rin gegeben, einen gottheilloſen Spectakel!“ ſagte ſie leiſe, während Felicitas in der Küche neben ihr ſtand und den Salat putzte. „Die Madame hatte noch nicht einmal recht ‚Guten Tag‘ geſagt, da war auch ihr erſtes Wort die Teſtamentsgeſchichte. . . Höre, Caroline, ſo fuchswild wie heute hab' ich unſ're Madame in meinem ganzen Leben noch nicht geſehen! Der junge Herr brachte aber auch närriſches Zeug auf's Tapet; meinte er doch, die alte Tante ſei eine Ausgeſtoßene geweſen. Niemand in der Familie hätte ſich um ihr Leben und Sterben gekümmert, und da ſähe er gar

nicht ein, warum ſie den Leuten, die ſie verachtet hätten, ihr Geld in die Taſche ſtecken ſolle — er hätte in ſeinem ganzen Leben nicht an die Erbſchaft gedacht. . . . Und mitten hinein, wenn die Madame einen Augenblick verſchnaufte, da fragte er allemal, ob auch Alles im Hauſe wohl geweſen ſei. . . Er kam mir gar curios vor, und die arme gnädige Frau, die ſah aus, als wenn ihr die Hühner das Brod genommen hätten!“

Felicitas erwiderte, wie ſie es gewohnt war, kein Wort auf die Ausplaudereien der alten Köchin. Sie zog ſich ſpäter mit einer Handarbeit unter den Nußbaum zurück, während Aennchen auf der Wieſe neben ihr ſpielte. Von ihrem Platze aus konnte ſie durch eine ſchmale Spalte der couliſſenartig ſich verſchiebenden Taxuswände gerade auf die Gartenthüre ſehen. Dieſes feine gußeiſerne Gitter, das auf beiden Seiten wildblühende Roſenſträucher einfaßten, während es hinter ihm in der vorüberlaufenden prächtigen Lindenallee dunkelgrün dämmerte, hatte ſtets für das junge Mädchen einen geheimnißvollen Reiz gehabt. . . Sie hatte viele Menſchen durch dieſe Thür kommen und gehen ſehen; freundliche, traute Geſichter, denen ſie einſt jubelnd entgegen gelaufen war; aber auch Geſtalten, die ihr das Herz beklemmt, und hinter denen ſie gern und aufathmend

das eigenthümlich ſchnurrende Geräuſch der zufallenden Thüre gehört hatte. . . Noch nie aber war ihr ein ſo jäher Schreck, faſt ein ſtechender Schmerz, durch die Glieder gefahren, als in dieſem Augenblicke, wo ſich das Gitter knarrend vorwärts ſchob, während Frau Hellwig, am Arme ihres Sohnes und gefolgt von der Regierungsräthin, in den Garten trat. . . Was hatte ſie von jenen Menſchen zu fürchten? Frau Hellwig ignorirte möglichſt ihre Exiſtenz, und jener Mann dort hatte es ja auch aufgegeben, die Taſchenſpielerstochter zu ſeinen Anſichten zu bekehren, nach welchen ſie eine Ausgeſtoßene, Geächtete des Menſchengeſchlechts war und blieb.

Friederike hatte geſagt, er ſei ihr „gar curios“ vorgekommen, und Felicitas mußte ihr zum Mindeſten zugeben, daß etwas Auffallendes in ſeinem Weſen liege. Der Begriff „Haſt“ ließ ſich mit ſeinen nachläſſigen Bewegungen und der außerordentlich indifferenten Haltung im gewöhnlichen Leben eigentlich gar nicht in Verbindung bringen, und doch hätte das junge Mädchen in dieſem Momente ſein Gebaren mit dem beſten Willen nicht anders zu bezeichnen gewußt. . . Er ſtrebte ſichtbar ungeduldig, vorwärts zu kommen — bei Frau Hellwig's ſchwerfällig gemeſſenem Gange ein Ding der Unmöglichkeit — und ließ mit hochgehobenem Kopfe ſeine

Augen ſuchend über den Garten gleiten — das galt jedenfalls ſeiner kleinen Patientin.

Roſa kam über den Kiesplatz geſprungen, um Aennchen zu holen, und Felicitas folgte den Beiden bis hinter die erſte Taxuswand, um das Wiederſehen zwiſchen Mutter und Kind zu beobachten. Die Regierungsräthin ſchlang freilich ihre Arme um das kleine Mädchen und tätſchelte ſeine Wangen, aber währenddem ſchalt ſie Roſa heftig aus, daß ſie die Schlüſſel zur Wohnung mitgenommen und ſie gezwungen habe, in dem „entſetzlichen Kleide“ durch die Stadt zu gehen. Die duftige Reiſetoilette hatte in der That zum Theil ihre zarte Bläue eingebüßt und hing ſchlaff, welk und mit einem ſehr mißfarbenen Saume über der Crinoline.

„Nun, ich werde mir dieſe ganze Partie bis zum Schlußmomente zu den unerquicklichſten Ereigniſſen meines Lebens notiren!“ ſagte die junge Dame verdrießlich und ſchmollend, während ſie ſich einen Riß in dem verdorbenen Kleide mit einer Nadel zuſammenſteckte. „Wäre ich bei Dir geblieben, Tantchen, in Deinem ſtillen Zimmer! Tauſend Unbequemlichkeiten, ſag' ich Dir — wohin wir uns auch wenden mochten, ſtets einen Gewitterregen auf den Ferſen, und dazu die unglaublich ſchlechte Laune meines Herrn Couſin Iſegrimm!

. . . Du machſt Dir keinen Begriff, Tantchen, wie rückſichtslos und — liebenswürdig er geweſen iſt! Er hätte am liebſten geſehen, wir wären ſchon am erſten Tage wieder umgekehrt. Und was für Mühe haben wir uns gegeben, ſein bösartig finſteres Geſicht freundlicher zu machen! Fräulein von Sternthal hatte ſich mit ſolchem Eifer in ihre Aufgabe verſenkt, daß ich jeden Augenblick erwartete, ſie werde eine Liebeserklärung in Scene ſetzen. — Nun, ſag' ſelber, Johannes, war ſie nicht die Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit ſelbſt?"

Was der Profeſſor antwortete, konnte Felicitas nicht verſtehen. Sie war bereits unter den Nußbaum zurückgekehrt und arbeitete weiter, in der Hoffnung, daß man ſich nicht um ſie kümmern werde. . . Das ſah bös und drohend aus da drüben! Noch lag die grelle Röthe einer heftigen Aufregung auf den Wangen der Frau Hellwig, und die ſchlechte Reiſelaune ihres Sohnes war keinenfalls verbeſſert worden durch die Empfangsſcene.

Eine Zeit lang ſchien es, als ſollte die einſame Näherin unter dem Nußbaume in ihrer Zurückgezogenheit unangefochten bleiben, aber einmal ſchlüpfte ihr Blick durch die Lücke der Taxushecke und fiel zugleich auf die Geſtalt des Profeſſors. Er kam ruhig ſchlendernd, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, über

den Kiesplatz; seine Züge hatten jedoch, ganz im Gegensatze zu seiner nachlässigen Haltung, etwas Erregtes, Gespanntes, und sein Blick drang unruhig in die verschiedenen Gänge zwischen den verschnittenen, grünen Wänden.

Felicitas saß bewegungslos und beobachtete ihn; unwillkürlich hatte sie die Rechte auf ihr klopfendes Herz gelegt — ihr war fast unheimlich zu Muthe — sie fürchtete sich vor dem Momente, wo sein Blick auf sie fallen mußte. . . . Noch langsamer als zuvor schritt er auf dem schmalen Kieswege weiter, der den großen Wiesenfleck umfaßte. Sein Haupt war unbedeckt — war es der eigenthümliche, völlig ungewohnte Ausdruck, oder hatte seine Gesichtsfarbe den kräftigen Ton verloren — der Kopf erschien dem jungen Mädchen verändert.

Er griff in die Zweige eines Apfelbaumes, zog sie zu sich nieder und betrachtete die sich ansetzenden Früchte scheinbar mit ungetheiltem Interesse — er sah jedenfalls das Mädchen unter dem Nußbaume nicht. Die Zweige schnellten wieder empor, und er setzte seinen Weg fort. Jetzt stand er in gleicher Richtung mit Felicitas; er bückte sich rasch und pflückte irgend ein am Wiesenrande befindliches Etwas.

„Ach, sehen Sie doch, Felicitas, ein vierblätteriges

Kleeblatt!“ rief er hinüber, ohne aufzublicken. Das klang so ruhig und zuversichtlich, als sei sein Verkehr mit ihr nie unterbrochen oder getrübt gewesen, als sei es selbstverständlich, daß sie da drüben unter dem Nußbaume sitze; aber es lag auch zugleich eine gebieterische Nothwendigkeit in dieser Anrede, er fesselte das Mädchen gewissermaßen an die Stelle, wo sie sich jetzt erhob.

„Die Leute sagen, diese vier Blättchen bringen dem Finder Glück,“ fuhr er fort, indem er rasch über die Wiese herkam. „Nun, ich werde ja gleich sehen, in wie weit es leidiger Aberglaube ist!“

Er stand vor ihr. Jetzt lag auch etwas Straffes, die ganze Energie des willensstarken Mannes in seiner Haltung. Das Kleeblatt entfiel seinen Händen, er streckte sie beide Felicitas entgegen.

„Guten Abend!“ sagte er — es waren bebende Laute, in denen diese zwei einfachen Worte gesprochen wurden. Hätte er einst vor Jahren diesen Ton angeschlagen, dann wäre er dem neunjährigen Kinde gegenüber, das mit aller Heftigkeit eines leidenschaftlichen Herzens Liebe und Theilnahme verlangte, gerechtfertigt gewesen — für diese verfinsterte, von ihm so lange gemißhandelte Mädchenseele jedoch blieb der süßvertrauliche Gruß, in welchem sich unverkennbar die Wonne

des Wiederſehens abſpiegelte, geradezu unverſtändlich. Gleichwohl hob ſie die Hand — ſie, die Paria, die ſeine Hand in der höchſten Todesnoth zurückſtoßen wollte, ſie legte, von einer unerklärlichen Macht getrieben, für einen Moment leiſe ihre Rechte in die ſeine. Es war das eine Art von Wunder, und er faßte es wohl ſelbſt ſo auf — eine einzige unachtſame Bewegung konnte es verſcheuchen auf Nimmerwiederkehr. . . . Mit der ganzen Selbſtbeherrſchung, die der Arzt ſich errungen, ging er ſofort in einen anderen Ton über.

„Hat Ihnen Aennchen viel Laſt gemacht?“ fragte er freundlich und theilnehmend.

„Im Gegentheil — die Anhänglichkeit des Kindes rührt mich — ich pflege es gern.“

„Aber Sie ſind bleicher als ſonſt — und da der bitter ſchwermüthige Zug um Ihren Mund iſt ſchärfer ausgeprägt als je. . . . Sie ſagten vorhin, die Anhänglichkeit des Kindes rühre ſie — andere Leute ſind auch anhänglich, Felicitas! Ich werde Ihnen das ſogleich beweiſen. Sie haben gewiß nicht ein einziges Mal an die Menſchen gedacht, die der kleinen Stadt X. entflohen waren, um ſich Seele und Willen in der kräftigen Waldluft zu ſtählen?“

„Ich hatte weder Zeit noch Anknüpfungspunkte

dazu," entgegnete sie stark erröthend, aber mit finsterem Ausdrucke.

„Das setzte ich voraus. Ich aber bin menschenfreundlicher gewesen, ich habe an Sie gedacht — Sie sollen auch erfahren, wann und wo. . . . Ich sah eine Edeltanne ganz allein auf einer Felsenecke stehen — es sah aus, als sei sie in dem Nadelwalde zu ihren Füßen verwundet und gekränkt worden, und sie habe sich auf die einsame Höhe geflüchtet. Dort stand sie fest und finster, und meine Phantasie lieh ihr ein Menschengesicht mit wohlbekanntem, stolzverächtlichem Ausdrucke. Da kam ein Gewitter, der Regen peitschte ihre Zweige, und der Sturm schüttelte sie unbarmherzig, aber nach jedem Stoße richtete sie sich auf und stand fester als zuvor."

Felicitas hatte die Augen halb scheu, halb trotzig zu ihm aufgeschlagen. . . . Wie seltsam verändert war er zurückgekehrt! Der Mann mit den kalten, stahlgrauen Augen, der ehemalige Pietist und Mystiker, der eingefleischte Conservative, dem Gesetz und Regel jeden Funken poetischer Freiheit erstickt haben mußten, er, der Pedant, den der Gesang der menschlichen Stimme belästigte, er erzählte ihr mit seiner tiefen Stimme, die der ernsten Wissenschaft mit so mächtigem Erfolge diente,

eine Art Märchen, ein ſelbſterfundenes, deſſen Sinn ſie nicht mißverſtehen konnte.

„Und denken Sie,“ fuhr er fort, „da ſtand ich nun drunten im Thale, und meine Begleiter ſchalten den unpraktiſchen Profeſſor, weil er ſich vollregnen laſſe, während er doch unter Dach und Fach flüchten konnte. Sie wußten ja nicht, daß ihn, den trockenen, nüchternen Doctor, plötzlich eine Viſion gepackt hatte, die ſich weder durch kalte Regenſchauer, noch durch den Sturm verſcheuchen ließ. . . . Er ſah nämlich, wie ein Muthiger den Wald verließ, den Felſen hinaufkletterte, droben die Arme um die Tanne legte und ſagte: ‚Du biſt mein!‘ . . . Und was geſchah weiter?“ —

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn das Mädchen in tiefen, grollenden Tönen; „die Einſame blieb ſich ſelbſt getreu und brauchte ihre Waffen.“

„Auch als ſie einſah, daß er ſie feſt und ſicher an ſein Herz nehmen werde, Felicitas? Als ſie erkannte, daß ſie an dieſem Herzen getroſt ausruhen könne von allen Stürmen, daß er ſie zärtlich behüten werde, wie ſeinen Augapfel, ſein ganzes Leben lang?“

Der Erzähler hatte ſich offenbar mit einer Art von Leidenſchaft in das Geſchick ſeiner zwei Viſionsgeſtalten verſenkt, denn er ſprach mit zuckenden Lippen, und in

ſeiner Stimme wurden alle jene Klänge wach, die Felicitas' Herz am Krankenbette des Kindes erſchüttert hatten — jetzt verhallten ſie machtlos.

„Die Einſame wird erfahrungsreich genug geweſen ſein, zu wiſſen, daß er ihr ein Märchen erzählte," verſetzte ſie hart. „Sie ſagen ſelbſt, ſie habe den Sturmſtößen getrotzt — nun wohl, ſie hatte ſich ſelbſt geſtählt und brauchte keine andere Stütze!"

Es war ihr nicht entgangen, wie ihm allmälig die Farbe aus dem Geſichte wich — er ſah für wenige Secunden erdfahl aus. Es ſchien faſt, als wollte er ſich abwenden und gehen, aber näherkommende Schritte wurden laut. Er blieb dicht neben Felicitas ſtehen und erwartete ruhig ſeine Mutter, die am Arme der Regierungsräthin zwiſchen den Taxuswänden hervortrat.

„Nun, das nimm mir aber nicht übel, Johannes," ſchalt ſie, „da ſtehſt Du, hältſt die Caroline von der Arbeit ab und läſſeſt uns unverantwortlich mit dem Abendbrode warten! Glaubſt Du denn, ich liebe es, wenn die Eierkuchen zu Leder werden?"

Die Regierungsräthin ließ den Arm der Tante los und ſchritt über die Wieſe. Sie ſah bei Weitem nicht ſo hübſch aus wie gewöhnlich; die blonden Locken hingen wild und aufgelöſt an den Wangen herab, welche in

einem unſchönen Roth glühten, aus den Taubenaugen aber ſprühte es unheimlich.

„Ich habe Ihnen noch nicht einmal danken können, Caroline, daß Sie Aennchen während meiner Abweſenheit beaufſichtigt haben,“ ſagte ſie. Das ſollte freundlich klingen, aber die ſanfte Stimme verſchärfte ſich, ſie klang höher als gewöhnlich und war dadurch ſchneidend. „Sie ſtehen ja aber auch hier wie eine Einſiedlerin unter dem abgelegenen Nußbaume — wie ſoll man Sie da finden?“ fuhr ſie fort. „Haben Sie dieſe intereſſante, zurückgezogene Rolle öfter geſpielt? . . . Ich würde es dann freilich um ſo leichter begreifen, daß ich Aennchen ſo unverantwortlich vernachläſſigt wiederfinden muß. Ich habe bereits Roſa ſehr geſcholten; das Haar hat nicht die mindeſte Pflege gehabt, ihre Haut iſt ſo ſonnenverbrannt, daß man ſie für ein Kaffernkind halten möchte, und ich fürchte, ſie iſt überfüttert worden.“

„Haſt Du nicht noch einen Vorwurf für die Pflegerin, Adele? Beſinne Dich!“ mahnte der Profeſſor in vernichtendem Hohne. „Vielleicht iſt ſie auch ſchuld, daß Dein Kind an den Skropheln leidet, möglicherweiſe hat ſie die vielen Gewitterregen über den Thüringer Wald geſchickt, die Dir die Laune verdorben haben, wer

weiß" — er hielt inne und wandte ſich mit einer faſt verächtlichen Geberde ab.

„Ja, es iſt beſſer, Du redeſt nicht aus, Johannes," klagte die junge Wittwe, mit einem krampfhaften Weinen kämpfend. „Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, Caroline," wandte ſie ſich an das Mädchen, „und damit Sie ſehen, daß ich nicht den mindeſten Groll gegen Sie hege, oder Ihnen gar mein Vertrauen entzogen habe, will ich Sie bitten, heute Abend Aennchen noch einmal zu überwachen — ich fühle mich ſehr angegriffen und reiſemüde."

„Daraus wird nichts!" entſchied der Profeſſor hart. „Die Zeit der grenzenloſen Aufopferung iſt vorüber. Du verſtehſt es vortrefflich, Adele, die Kräfte Anderer auszunutzen, von nun an wirſt Du Dein Kind ſelbſt wieder unter Deine Obhut nehmen."

„Gut — es iſt mir auch recht!" rief Frau Hellwig herüber. „Dann mag das Mädchen heute Abend tüchtig jäten; von Heinrich und Friederike kann ich's ohnehin billigerweiſe nicht mehr verlangen — ſie werden zu alt."

Ein tiefes Roth lief wie eine Flamme über das Geſicht des Profeſſors. So ſchwer auch ſeine eigenartigen Züge ſich entziffern ließen, in dieſem Momente

zeigten sie unverkennbar Scham und Verlegenheit. Vielleicht noch nie war in ihm das Empörende der Stellung, in die er selbst dies junge, reichbegabte Wesen gedrängt hatte, so zum Bewußtsein gekommen, wie jetzt. Felicitas verließ sofort ihren Platz unter dem Nußbaume; sie wußte, die wenigen Worte der Frau Hellwig waren ein Befehl für sie, dem sie ohne Weiteres Folge leisten mußte, wenn sie nicht eine Flut spitziger Bemerkungen hören wollte. Aber der Professor trat ihr in den Weg.

„Ich glaube, ich habe hier auch noch ein Wort als Vormund mitzusprechen," sagte er scheinbar sehr ruhig, „und als solcher wünsche ich nicht, daß Sie dergleichen Arbeiten verrichten."

„So — willst Du sie etwa in den Glasschrank setzen?" fragte Frau Hellwig, indem sie nun auch ihren großen Fuß auf die Wiese setzte und rascher als gewöhnlich sich vorwärts bewegte. „Sie ist genau nach Deiner Vorschrift erzogen, ganz genau! . . . Soll ich Dir vielleicht Deine Briefe vorzeigen, in denen Du immer und immer wieder, ja wirklich bis zum Ueberdrusse, wiederholst, daß sie dienen solle und müsse, daß sie nicht streng und scharf genug in der Zucht gehalten werden könne?"

„Es fällt mir nicht ein, auch nur ein Jota von

dem verleugnen zu wollen, was auf mein ausdrückliches Verlangen geſchehen iſt," entgegnete der Profeſſor mit dumpfer, aber feſter Stimme, „ebenſo wenig kann ich mein Verfahren bereuen — es iſt damals aus reiner, voller Ueberzeugung, aus dem aufrichtigen Wunſche, das allein Zweckmäßige und Vernünftige zu thun, hervorgegangen; aber ich werde mich auch nie der Schwäche ſchuldig machen, einen erkannten Irrthum eigenſinnig feſtzuhalten, lediglich der Conſequenz halber, und deshalb erkläre ich hiermit, daß ich jetzt anders denke und folglich auch anders handeln werde."

Die Regierungsräthin bückte ſich bei den letzten Worten. Sie pflückte eine einſame Kleeblume, welche die Sichel verſchont hatte, und zerpflückte ſie in Atome. Frau Hellwig aber lachte ſpöttiſch auf.

„Mache Dich nicht lächerlich, Johannes!" ſagte ſie in eiſigem Hohne. „In Deinen Jahren fängt man nicht noch einmal von vorn an mit ſeinen Grundſätzen, da müſſen ſie feſt und hart ſein, ſonſt wird's eine Stümperei für's ganze Leben. . . . Du haſt übrigens nicht allein in der Sache gehandelt — ich war auch dabei, und ich ſollte meinen, mein ganzes Leben beweiſe es, daß ich mit Gottes Gnade ſtets das Richtige gewollt habe. . . . Es ſollte mir leid thun, wenn jetzt noch

die Hellwig'ſche Schwäche auch in Deinem Charakter zum Durchbruche käme, dann — das ſage ich Dir rund heraus — wären wir geſchiedene Leute. . . . So lange das Mädchen noch in meinem Hauſe iſt, bleibt ſie mein Dienſtbote, der nicht einen Augenblick auf der faulen Bärenhaut liegen darf, und damit Baſta! . . . Nachher mag ſie meinetwegen nichtsnutzig werden, die große Dame ſpielen und ihre Hände in den Schooß legen!"

„Das wird ſie nie, Madame Hellwig!" ſagte Felicitas, indem ſie mit einem flüchtigen Lächeln ihre ſchöngeformten, aber braunen und hart gearbeiteten Hände betrachtete; „Arbeit gehört mit zu ihren Lebensbedingungen. . . . Wollen Sie die Güte haben, mir die Beete zu bezeichnen, damit ich anfangen kann?"

Der Profeſſor, welcher der herben Standrede ſeiner Mutter gegenüber ſeine gelaſſene Haltung angenommen hatte, wandte ſich jäh um nach Felicitas, und ein tief erbitterter Blick traf ihr Auge.

„Ich verbiete es Ihnen hiermit nochmals!" befahl er mit finſter gerunzelten Brauen rauh und entſchieden. „Und wenn meine Einſprache als Vormund Ihren unbezähmbaren Trotz nicht zu beugen vermag, ſo appellire ich jetzt als Arzt an ihre Vernunft. . . . Sie haben ſich bei Aennchens Pflege überangeſtrengt, Ihr ganzes

Aussehen beweist es. Binnen Kurzem wollen Sie das Haus meiner Mutter verlassen — es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß Sie wenigstens einen gesunden Körper in Ihren künftigen Wirkungskreis mitbringen."

„Nun, das ist noch ein Grund, der sich hören läßt," meinte Frau Hellwig. Für ihr Ohr, das bisher vergebens auf einen Tadel ihres Sohnes gewartet hatte, klangen die Worte „unbezähmbarer Trotz" offenbar wie Musik. „Sie mag meinetwegen für heute nach Hause gehen," setzte sie hinzu, „obgleich ich eigentlich nicht recht begreife, wie das Bischen Pflege sie elend gemacht haben soll. Sie ist jung und hat ihr gutes Essen dabei gehabt. . . Da sieh' Dir andere Mädchen in ihren Verhältnissen an, Johannes, die müssen Tag und Nacht arbeiten und haben doch rothe Backen!"

Sie nahm den Arm der jungen Wittwe und ging über die Wiese zurück, in der Meinung, daß ihr Sohn folge; auch die Regierungsräthin vermied es, offenbar aus Trotz und Groll, sich nach ihm umzusehen. Anfänglich hatte es auch den Anschein, als wolle er mitgehen, allein schon nach wenigen Schritten wandte er sich um, und während der letzte Schimmer des verunglückten, blaßblauen Reisekleides hinter der nächsten Taxushecke verschwand, schritt er langsam wieder auf

den Nußbaum zu. Er blieb einige Secunden lang ſchweigend neben Felicitas ſtehen, die eben die Bänder ihres runden Strohhutes unter dem Kinne zuſammenband. . . . Plötzlich bog er ſich nieder und ſah unter die breite Hutkrempe, welche Stirn und Augen des Mädchens vollkommen bedeckte. Noch war die Erbitterung in ſeinen Zügen vorherrſchend; als jedoch ihr Auge dem ſeinen begegnete, da ſchmolz ſein Blick.

„Sie fühlen wohl gar nicht, daß Sie mir heute ſehr weh gethan haben?“ fragte er kopfſchüttelnd und ſo weich, als ob er zu einem Kinde ſpräche.

Sie ſchwieg.

„Felicitas, es iſt mir nicht möglich, zu denken, daß Sie zu jenen Frauen gehören ſollten, denen die Bitte um Verzeihung aus einem Männermunde ein erſehnter Genuß iſt,“ ſagte er jetzt ſehr ernſt und nicht ohne eine Beimiſchung von Schärfe.

Sie fuhr empor. Ihr weißes Geſicht mit dem wahrhaft keuſchen, mädchenhaft reinen Ausdrucke erröthete bis über die Stirne.

„Eine ſolche Bitte hat in meinen Augen ſtets etwas Peinliches für den Gekränkten,“ antwortete ſie nach einer Pauſe in ſanfterem Tone, als ſie gewohnt war, ihm gegenüber zu ſprechen; „von Solchen aber, denen in

der Welteinrichtung eine beſondere Würde zugeſtanden iſt, möchte ich ſie um keinen Preis hören. . . Kinder ſollen die Eltern um Verzeihung bitten, aber ich kann mir den Fall nicht umgekehrt denken. Ebenſo wenig —“ ſie ſchwieg, während abermals die zarte Röthe über ihr Geſicht flog.

„Ebenſo wenig wollen Sie den Mann gedemüthigt vor ſich ſehen, nicht wahr, Felicitas?“ ergänzte er raſch den unterbrochenen Satz, in ſeiner Stimme klang es wie Frohlocken. „Aber eine ſo hochherzige Anſchauungsweiſe hat auch ihre Conſequenzen,“ fuhr er nach einem momentanen Schweigen fort. Und nun ſeien Sie einmal recht gut und ruhig und überlegen Sie, ob es nicht die Pflicht des Weibes iſt, dem Manne hülfreich die Hand zu bieten, wenn er einen Irrthum ausgleichen möchte! . . . Halt, jetzt will ich keine Antwort hören! Ich ſehe ſchon an Ihrem Auge, daß ſie ganz anders ausfallen würde, als ich wünſche. . . Ich will geduldig warten — einmal kommt doch vielleicht eine Zeit, wo die böſe Tanne auf dem Felſen ihre Waffen nicht braucht!“

Er ging. Ihr Auge haftete auf dem Boden, an dem Kleeblatte, das ſeinen Händen entglitten war, und das er als Symbol des Glückes gepflückt hatte. Es

lag, die vier Blättchen ſauber ausbreitend, wie hingemalt auf den Stoppeln des Wieſengraſes — aufnehmen durfte ſie es nicht — ſie hatte ja nichts mit ſeinem Glücke zu ſchaffen — aber — ſie umſchritt in einem weiten Bogen den kleinen, grünen Propheten — zertreten wollte ſie es auch nicht.

21.

Nach einer Reihe blauer Tage voll Sonnenglanz und Frühlingsluſt hing heute ein bleifarbener Regenhimmel über der kleinen Stadt X.; er lag feſt auf dem hohen Thurme, der, eine Art Wahrzeichen des kleinen Städtchens, weiß, rund und mit einer leuchtend grünen Kuppel wie ein Spargelſtengel in die Lüfte ſtieg. Das alte Kaufmannshaus am Markte nahm in ſolch' trüber Beleuchtung ſtets den vornehm düſteren, verſchloſſenen Charakter jener Zeiten wieder an, wo noch die Bilder raubritterlicher Ahnen in ſeinen Sälen hingen, und der vor einer neuen Zeit geflüchtete Geiſt des Mittelalters finſter und grollend in ihm hauſte.

Heute hingen ſämmtliche Rouleaux herabgelaſſen hinter den Fenſtern der großen Vorderfronte. Die Regierungsräthin litt an einer heftigen Migräne und

war überhaupt in einer unbeschreiblichen Aufregung; man hatte ihr Zimmer verdunkelt und vermied jedes laute Geräusch. Auch das Frauengesicht, das Jahr aus, Jahr ein jeden Morgen pünktlich neben dem Asclepiasstocke am Fenster des Erdgeschosses erschien, ließ sich heute nicht sehen. Der graue Himmel droben war eine schlimme Vorbedeutung für den Tag, der in der That einer der graueſten, mißfarbigſten im Leben der großen Frau werden sollte — es war der Tag der Testamentseröffnung. Mit völliger Uebergehung ihrer Person waren nur ihre beiden Söhne und der Hausknecht Heinrich auf das Justizamt beschieden worden, aber sie vertrat ihren abwesenden Sohn Nathanael und mußte deshalb der Eröffnung beiwohnen.

Gegen Mittag kehrte sie in Begleitung des Professors über den Markt zurück, Heinrich folgte in bescheidener Entfernung. . . . Sterbefälle und gefährliche Krankheiten im Kreise ihrer Angehörigen waren einflußlos auf die marmorharten Züge der großen Frau geblieben; ihr starker Geist, der sich nicht beugen ließ, ihre tiefe Frömmigkeit, die sich stets thränenlos dergleichen Heimsuchungen gefügt hatte, waren gar oft mancher schwachen, verzagenden Frauen- und Mutterseele als erhebendes Vorbild hingestellt worden. . . . Heute nun

hatte die kleine Stadt das ungewohnte Schauspiel, dies Muster unerschütterlicher Charakterstärke aus dem Geleise weichen zu sehen. Auf den Wangen der stattlichen Frau lag eine verrätherische Gluth innerer Aufregung, ihr feierlich gemessener, stets im Kirchenstile gehaltener Gang zeigte Hast und Eile, und wenn sie auch nur leise in ihren schweigend neben ihr herschreitenden Sohn hineinsprach, so ließ sich doch nicht verkennen, daß es heftige Worte waren, die sie flüsterte.

Die Regierungsräthin hatte trotz ihrer Kopfschmerzen jedenfalls hinter einem der Rouleaux auf der Lauer gestanden und die Zurückkehrenden erwartet, denn als sie die Hausflur betraten, kam die junge Wittwe zwar mit aschfahlen Wangen und eingesunkenen Augen, aber trotzdem in äußerst geschmackvoller Morgentoilette die Treppe herab, um nach dem Ergebnisse zu fragen. Sie traten zusammen in das Wohnzimmer.

„Nun, gratulire uns doch, Adele!“ rief die große Frau tief erbittert und maliciös auflachend. „Zweiundvierzigtausend Thaler Baarvermögen ist da, und die Familie Hellwig, der das Geld von Gottes und Rechtswegen gehört, kriegt keinen Groschen! . . . Dies Testament ist das hirnverrückteste Machwerk, das sich denken läßt, aber man darf um Gotteswillen mit keinem Finger

daran rühren und muß ſich dies himmelſchreiende Unrecht ruhig gefallen laſſen! . . . Da ſieht man, wohin es führt, wenn die Männer Schlafmützen ſind; wäre ich Chef des Hauſes geweſen, mir hätte das nun und nimmer paſſiren dürfen! . . . Ich begreife nicht, wie mein ſeliger Mann, ohne die mindeſte Sicherheit in der Taſche, die alte Perſon unter dem Dache ſo ohne alle Aufſicht hat ſchalten und walten laſſen!“

Der Profeſſor war, die Hände auf den Rücken gelegt, ſchweigend hin und wieder gegangen. Auf ſeiner Stirne lag eine düſtere Wolke, und unter den gefurchten Brauen hervor zuckten Blitze der Entrüſtung nach ſeiner Mutter hinüber. Jetzt blieb er vor ihr ſtehen.

„Wer hat es denn durchgeſetzt, daß die alte Tante hinauf unter das Dach verwieſen worden iſt?“ frug er ernſt und nachdrücklich. Wer hat den damaligen Chef des Hauſes, meinen Vater, in ſeiner Abneigung gegen ſie beſtärkt, und wer iſt unerbittlich ſtreng gegen eine Annäherung der alten Verwandten an uns Kinder geweſen? . . . Das warſt Du, Mutter! . . . Wenn Du erben wollteſt, dann mußteſt Du ganz anders handeln!“

„Nun, Du meinſt doch nicht etwa, ich hätte mich zu ihr auf einen guten Fuß ſtellen ſollen? Ich, die ich im Herrn gewandelt bin mein Leben lang, und dieſe

ſchuldbeladene Perſon, die den Sonntag entheiligte, die nie im wahren Glauben gelebt hat! — ſie wird jetzt wiſſen, daß ſie vor dem Angeſichte des Herrn auf ewig verſtoßen iſt. . . . Nein, dazu hätte mich keine Macht der Erde gebracht! . . . Aber ſie mußte für unzurechnungsfähig erklärt und unter Curatel geſtellt werden, und dazu hätten Deinen Vater tauſend Mittel und Wege zu Gebote geſtanden."

Das Geſicht des Profeſſors wurde ganz blaß; er warf einen tief erſchrockenen Blick auf ſeine Mutter, dann nahm er ſtillſchweigend ſeinen Hut und ging hinaus. . . . Er hatte eben in einen Abgrund geblickt. . . . Und dieſer ſtarre Buchſtabenglaube, dieſer entſetzliche chriſtliche Hochmuth, unter welchem ein bodenloſer Egoismus mit dem Anſcheine vollſter Berechtigung wuchern durfte, ſie waren ihm viele Jahre lang ein Glorienſchein geweſen, der das Haupt ſeiner Mutter umſtrahlt hatte! . . . Das war der Frauencharakter, den er ſo lange als das Urbild der Weiblichkeit feſtgehalten! Er mußte ſich eingeſtehen, daß er einſt auf demſelben Boden geſtanden, wie ſeine Mutter und der Führer ſeiner Jugend, ja, ſie hatten ihm kaum genug gethan in Unduldſamkeit und Glaubensſtrenge; auch er war damals ein raſtloſer Kämpfer geweſen, um dieſe Partei zu einer

mächtigen zu machen, er hatte um Seelen geworben und ſie in ſein Bereich zu ziehen geſucht, in der ſtarren Ueberzeugung, daß er ſie dem ewigen Heile zuführe. . . Und jene arme, ſchuldloſe Waiſe mit dem Köpfchen voll klarer, idealer Gedanken, mit dem ſtolzen, rechtſchaffenen, tiefſinnigen Gemüthe — er hatte ſie mit harter Hand gepackt und in jene lichtloſe, tödtlich kalte Region geſtoßen. . . . Wie mußte ſie gelitten haben, die ſüße Nachtigall unter — den Raben! . . . Er legte die Hand über die Augen, als ob ihm ſchwindle, ſtieg langſam die Treppe hinauf und verſchloß ſich in ſein einſames Studierzimmer.

Während dieſer Verhandlungen im Wohnzimmer ſpielte in der Geſindeſtube des Hellwig'ſchen Hauſes eine ähnliche Scene der Aufregung und Entrüſtung. Die alte Köchin lief mit fliegenden Haubenbändern auf und ab, als werde ſie gejagt; Heinrich aber ſtand vor dieſer weiblichen Gemüthsbewegung unerſchütterlich wie der Fels am Meere. Er war im Sonntagsſtaate, und ſein Geſicht zeigte ein ſeltſames Gemiſch von Freude, Wehmuth und Laune.

„Du mußt nicht etwa denken, daß ich neidiſch bin, Heinrich, das wär' ja unchriſtlich!" rief Friederike. „Ich gönn' Dir's wirklich! . . . Zweitauſend Thaler!" Sie

ſchlug die Hände zuſammen, rang ſie und ließ ſie zuſammengefaltet wieder ſinken. „Du haſt mehr Glück als Verſtand, Heinrich! . . . Du lieber Gott, was hab' ich mich geplagt mein Leben lang, wie bin ich fleißig in die Kirche gegangen, im Winter, in der ſtrengſten Kälte, wie hab' ich zum lieben Gott gebetet, er ſolle mich doch auch einmal ſo glücklich machen — nichts, gar nichts hat mir's geholfen, und dem Menſchen da fällt ſo ein unmenſchliches Glück zu! . . . Zweitauſend Thaler, das iſt ja ein Heidengeld, Heinrich! . . . Aber Eines will mir dabei doch nicht recht in den Kopf — kannſt Du denn das Geld auch mit gutem Gewiſſen annehmen? Eigentlich durfte Dir die alte Mamſell keinen Pfennig vermachen, denn was da iſt, gehört von Gottes und Rechts wegen unſerer Herrſchaft . . . wenn man's recht bei Lichte beſieht, ſtiehlſt Du ja förmlich das Geld, Heinrich; ich weiß doch nicht, was ich an Deiner Stelle thäte —"

„Ich nehm's, ich nehm's, Friederike," ſagte Heinrich in völliger Gemüthsruhe.

Die alte Köchin lief in die Küche und ſchlug krachend die Thüre hinter ſich zu.

Das Teſtament der alten Mamſell, das ſo heftige Stürme im alten Kaufmannshauſe hervorrief, war be-

reits vor zehn Jahren auf dem Justizamte niedergelegt worden. Es lautete, von der Testatorin selbst aufgesetzt, nach dem üblichen Eingange, im Wesentlichen folgendermaßen:

„1. Im Jahre 1633 hat Lutz von Hirschsprung, ein Sohn des von schwedischen Soldaten ermordeten Adrian von Hirschsprung, die Stadt X. verlassen, um sich anderweitig anzusiedeln. Dieser Seitenlinie des hier erloschenen alten thüringischen Rittergeschlechts vermache ich:

a. dreißigtausend Thaler aus meinem Baarvermögen,
b. das goldene Armband, in dessen Mitte einige altdeutsche Verse, umgeben von einem Blumenkranze, eingravirt sind,
c. das Bach'sche Opernmanuscript; es ist meiner Handschriftensammlung berühmter Componisten einverleibt, liegt in der Mappe Nr. 1 und trägt den Namen: Gotthelf von Hirschsprung.

„Ich ersuche hiermit die wohllöbliche Justizbehörde, sofort einen nöthigenfalls wiederholten öffentlichen Aufruf an etwa existirende Abkömmlinge besagter Seitenlinie ergehen zu lassen. Sollte sich jedoch binnen Jahresfrist kein Anspruchserhebender melden, so ist es mein Wunsch und Wille, daß das Capital von dreißigtausend

Thalern, nebst Erlös von dem zu verkaufenden Armbande und dem ebenfalls zu veräußernden Opernmanuscripte, dem wohllöblichen Magistrate der Stadt X. übergeben werde, und stifte ich hiermit genanntes Capital als Fond zu folgendem Zwecke:

„2. Die Zinsen des sicher anzulegenden Capitales sollen für alle Zeiten alljährlich zu gleichen Theilen an acht Lehrer der gesammten öffentlichen Unterrichtsanstalten in X. verabfolgt werden, und zwar in der Weise, daß in regelmäßiger Abwechselung keiner der Herren bevorzugt oder übergangen werde. Directoren und Professoren haben keinen Anspruch.

„Ich gründe diese Stiftung in dem festen Glauben, daß ich ebenso gemeinnützig testire, als wenn ich eine öffentliche wohlthätige Anstalt in's Leben rufe. Noch ist der Lehrerstand das Stiefkind des Staates, noch sind die Männer, deren Wirken einen gewaltigen Stein in der Basis der Volkswohlfahrt bildet, quälenden pecuniären Sorgen ausgesetzt, während an ihren geistigen Anstrengungen Millionen sich bereichern. Möchten auch Andere ihre Augen auf diesen Schatten in unserer hellen, fortschreitenden Zeit richten und einen Beruf heben und stützen, dessen hohe Bedeutung noch von so Vielen unterschätzt wird!

„3. Mein sämmtliches Silberzeug und Alles, was ich an Schmuck besitze, mit Ausnahme obigen Armbandes, fällt an den derzeitigen Chef des Hauses Hellwig zurück, als alter Familienbesitz, der nicht in fremde Hände kommen soll, desgleichen Alles, was ich an Betten, Wäsche und Meubles hinterlasse.

„4. Meine Handschriftensammlung berühmter Componisten, mit Ausnahme des berührten Bach'schen Opernmanuscriptes, soll von Gerichtswegen verkauft werden. Den Betrag der Verkaufssumme bestimme ich meinen beiden Großneffen, Johannes und Nathanael Hellwig, in Anbetracht, daß ich stets beklagt habe, ihnen nie zu Weihnachten bescheeren zu dürfen."

Es folgten noch Legate an viele arme Handwerker und dergleichen mehr im Betrage von zwölftausend Thalern, worunter Heinrich mit zweitausend und die Aufwartfrau mit eintausend Thalern bedacht waren.

Heinrich hatte Felicitas den Inhalt des Testamentes mitgetheilt, so gut er es eben vermochte. Der Ort, wo die alte Mamsell das Silber aufbewahrt hatte, war also nicht näher bezeichnet, das ging aus seiner Mittheilung hervor. Das junge Mädchen frohlockte. Wenn das Geheimfach nicht durch irgend einen Zufall entdeckt wurde, dann war es in ihre Hände gegeben, den grauen

Kaſten zu vernichten, ohne das ihn das Auge irgend eines anderen Sterblichen erblickte.

„Siehſt Du, Fee'chen, das verwinde ich in meinem ganzen Leben nicht!“ ſagte Heinrich traurig — ſie ſaßen allein zuſammen in der Geſindeſtube — „Du ſollſt nun einmal zu nichts kommen in der Welt! Hätte die alte Mamſell nur noch vierundzwanzig Stunden gelebt, da war das alte Teſtament jetzt umgeſtoßen, und Du hätteſt das unmenſchlich viele Geld gekriegt — ſie hatte Dich gar lieb.“

Felicitas lächelte. Der ganze Jugendmuth, der ſich ſeiner Kraft bewußt iſt, dem nichts ferner liegt, als das Ringen um ſchnöden Gelderwerb, die Sorge um hülfloſe, alte Tage — lag in dieſem Lächeln.

„Es iſt ganz gut ſo, Heinrich,“ entgegnete ſie. „Alle die Armen, die bedacht worden ſind, brauchen das Geld viel nöthiger als ich, und bei der Verfügung über das Hauptcapital hat die Tante jedenfalls ihre ſehr gewichtigen Gründe gehabt, die ſie ohne Zweifel auch bei Abfaſſung eines ſpäteren Teſtamentes feſtgehalten haben würde.“

„Ja, ja, mit den Hirſchſprung's muß es doch ſein eigenes Bewenden gehabt haben!“ meinte Heinrich nachdenklich. „Der alte Hirſchſprung, auf den kann ich mich

noch ganz gut beſinnen; er war ein Schuhmacher und hat mir meine allererſten Stiefeln gemacht — ſo 'was vergißt ſich nicht. Er wohnte oben in der Gaſſe, gleich neben unſerem Hauſe, und da hat's denn die Nachbarſchaft gemacht, daß ſein Junge und die alte Mamſell als Kinder mit einander geſpielt haben. Der Junge iſt ſpäter ein Student geworden und ſoll der alten Mamſell ihr Liebſter geweſen ſein — ſo ſagen die Leute. Sie erzählen auch noch immer — und das wurmt mich am allermeiſten — die Liebſchaft eben wär' dem alten Herrn Hellwig, ihrem Vater, ſein Grab geweſen. Er hätte ſie nicht leiden wollen und einmal wär' er mit der alten Mamſell ſo hart zuſammengekommen, und ſie hätte ihn dermaßen geärgert, daß er auf der Stelle todt umgefallen ſei — wenn's wahr iſt, ich glaub's nicht! . . . Gleich nachher ſoll die alte Mamſell nach Leipzig gereiſt ſein; der Student hat das Nervenfieber gehabt und ſie iſt bei ihm geblieben und hat ihn gepflegt bis zum letzten Augenblicke. Darüber ſind die Verwandten vollends wüthend geworden; ſie haben ſie ein liederliches Weibsbild geſchimpft, ſie iſt verſtoßen worden, und das haben die Leute in X. gleich nachgemacht, und kein Menſch hat ſie auch nur angeſehen, wie ſie endlich wiedergekommen iſt. — Mag das nun Alles ſein, wie's will

— es kommt mir doch curios vor, daß da Leute erben ſollen, die vor vielen, vielen Jahren ausgewandert ſind — die waren ja mit dem Studenten ſchon längſt gar nicht mehr verwandt — das mache mir Einer klar!“

Am darauf folgenden Tage wurden in der Manſardenwohnung die Gerichtsſiegel abgenommen.

Es waren unheimliche Tage, die auf den Act der Entſiegelung folgten. Die einförmig graue, unbewegliche Wolkenſchicht am Himmel ſchien unerſchöpflich. Tag und Nacht plätſcherte es auf Dächer und Straßenpflaſter, und aus den Drachenköpfen am alten Kaufmannshauſe ſchoſſen die Waſſerſtrahlen in mächtigem Bogen hinunter auf den Marktplatz. Sie ſahen grimmiger aus als je, dieſe metallenen, weit aufgeriſſenen Rachen am Dache; der mißfarbene Giſcht, der drunten zwiſchen den Pflaſterſteinen zerſchellend aufſpritzte, ſchien eitel Gift und Galle; ſie hatten aber auch viele Jahre hindurch geſehen, wie die Schätze im alten Hauſe ſich mehrten und aufſpeicherten, wie ſtets ein Geldſtrom hineingefloſſen war, von dem die Welt nur ein ſchwaches, ſtreng überwachtes Bächlein zurückempfing, und nun geſchah das Unerhörte — ein bedeutendes Vermögen ging aus dieſem Hauſe hinaus in's Weite, und weder die eiſenfeſten Mauern, noch die Frau mit den eiſenharten

Zügen neben dem Asclepiasstocke vermochten es zurückzuhalten.

Felicitas hatte sich während der Regentage in die Kammer neben der Gesindestube zurückgezogen. Sie war, ohne Zweifel auf den ausdrücklichen Befehl des Professors, noch immer von den schweren Hausarbeiten dispensirt. Dagegen saß sie in hohen Stößen alten Leinenzeugs förmlich vergraben; sie mußte ausbessern, denn ganz umsonst sollte sie ihr Brod doch nicht essen.

Draußen im Hofe rauschte eintönig der ferne Brunnen, der Regen fiel unermüdlich in regelmäßigen Tactschlägen klatschend auf die breiten Blätter des Huflattich, der in einer feuchten Ecke wucherte; bisweilen scholl das Krähen der Hähne aus dem Geflügelhofe herüber, oder der graue Ton, den das farblose, matte Tageslicht über alle Gegenstände hauchte, wurde unterbrochen durch einzelne hereinfliegende Tauben, die auf den triefenden Simsen ihr hellleuchtendes Gefieder vollregnen ließen. Licht, Geräusch und Bewegung, Alles erschien gedämpft und gedrückt, und diese Apathie erstreckte sich scheinbar auch über das bleiche Mädchen im Bogenfenster. Zwar hob und senkte sich die Hand mit dem Fingerhute unabläſſig und tactmäßig, aber das herrliche Profil neigte sich in fast eherner Unbeweglichkeit über

die Arbeit. Das Leben mit seinen furchtbaren Erschütterungen hatte bis jetzt vergebens versucht, den Stempel des Leidens und der Ergebung in diese Züge zu graben — sie waren nur immer bleicher geworden, es hatte den Anschein, als wollten sie in dem Ausdrucke eines ungebrochenen Geistes, einer zähen Widerstandsfähigkeit allmälig erstarren.

Allein unter dem groben, dunklen Stoffe, der die zarte Büste umschloß, klopfte ein tief beunruhigtes Herz, und während die Hand mechanisch allerlei Schäden zudeckte und ausglich, zermarterte sich der Geist über die mögliche Lösung schwerer Aufgaben und der damit verbundenen Conflicte. . . . Auch die Behörde hatte vergebens nach dem Silberzeuge und dem Schmucke der alten Mamsell gesucht. Anfänglich war dies Ergebniß von beschwichtigender Wirkung auf das angstvoll erregte Gemüth des jungen Mädchens gewesen; seit jenem Augenblicke jedoch ging Heinrich verstört und in unbeschreiblicher Aufregung umher; Frau Hellwig hatte der Commission gegenüber mit sehr zweideutigen Blicken nach dem Hausknechte betont, daß er und die Aufwartfrau seit vielen Jahren allein bei der alten Mamsell aus- und eingegangen, auf diese, eine Anklage sehr ähnliche Aussage der gestrengen Frau hatte man den ehr-

lichen Burſchen ohne Weiteres und in durchaus nicht ſchonungsvoller Weiſe in's Verhör genommen. Er war außer ſich. . . Welche Qual für Felicitas, den bitteren Jammer dieſes alten, treuen Freundes mit anſehen zu müſſen, ohne daß auch nur eine Andeutung des Geheimniſſes über ihre Lippen ſchlüpfen durfte! So ruhig und beſonnen er ſich ſonſt auch in allen Lebenslagen erwieſen, dieſer Verdächtigung ſtand er geradezu faſſungslos gegenüber, das junge Mädchen fürchtete mit Recht, er werde in dem unwiderſtehlichen Drange, die abſcheuliche Beſchuldigung abzuſchütteln, haſtig und unvorſichtig ſein, und hier war gerade die äußerſte Vorſicht und Beharrlichkeit nöthig, um das Geheimniß der alten Mamſell zu retten.

Es war jetzt doppelt ſchwierig, in die Manſardenwohnung zu gelangen. Der Profeſſor hatte am Tage der Entſiegelung auf's Höchſte überraſcht die Zimmer der geheimnißvollen alten Tante durchſchritten und dieſelben ſofort als Chef des Hauſes förmlich mit Beſchlag belegt. Möglich, daß ihm Angeſichts der originellen und ſinnigen Ausſtattung der Räume plötzlich ein Licht aufgegangen war über den Geiſt und das Weſen der einſamen Verbannten. Nicht ein Meuble durfte von einer Stelle gerückt werden, und er war zornig gewor-

den, als die Regierungsräthin vor seinen Augen eine Nadel aus einem Stecknadelkissen gezogen hatte.

Es schien, als wolle er den Rest seines Aufenthaltes im mütterlichen Hause da oben unter dem Dache zubringen. Er kam nur zur Essenszeit in das Wohnzimmer des Erdgeschosses, und dann stets mit einem „brummigen Gesichte", wie Friederike sagte. Aber auch die Regierungsräthin hatte eine Art Leidenschaft für das „reizende stille Asyl" erfaßt; sie erbat es sich als eine besondere Gunst von ihrem Vetter, sich öfter in der Mansardenwohnung aufhalten zu dürfen. Rosa mußte die Fußböden reinigen, und die junge Wittwe wischte mit höchsteigenen zarten Händen den Staub von den Meubles. Tante Cordula's Zimmer standen somit nicht einen Augenblick unbewacht; zudem hatte der Professor das altväterische, unbequeme Schloß an der gemalten Thüre entfernen und durch ein neues ersetzen lassen — Felicitas' Schlüssel war völlig unbrauchbar geworden — sie war jetzt lediglich auf den Weg über die Dächer angewiesen.

Bei dem Gedanken, daß sie gezwungen sei, wie ein lichtscheuer Verbrecher in festverschlossene Räume zu dringen, schüttelte sie sich stets vor Abscheu und Aufregung; dies Lauern auf den ersten unbewachten Moment,

wo der ahnungslose Bewohner sich entfernt haben würde, war ihr entsetzlich. Nichtsdestoweniger behielt sie ihr Ziel fest im Auge, und es konnte sie plötzlich ein heißer Angstschauer überlaufen, wenn ihr einfiel, daß die Zeit, welche ihr noch zur Erfüllung ihrer Aufgabe verblieb, bereits auf zwei Wochen zusammengeschmolzen war.

Endlich waren die Regentage vorüber. Ein Stück klaren, blauen Himmels hing über dem Vierecke des Hofes, der Lattich trocknete seine gründlich gewaschenen Blätter in einem herbkräftigen, frischen Lufthauche, emsig flogen die Schwalben, deren zahllose Nester an den Dächern und Fenstersimsen der Gebäude hingen, aus und ein, und ihr kleiner, blauer Rücken funkelte förmlich in dem neuen, warmen Sonnenlichte. Das war ein Tag, der in's Freie lockte. Vielleicht wurde heute draußen im Garten gegessen, und dann — war der Weg über die Dächer frei. Diese Hoffnung Felicitas' erfüllte sich jedoch nicht. Gleich nach Tische kam Rosa an das Bogenfenster und brachte ihr die Weisung, mit Aennchen in den Garten zu gehen, der Herr Professor habe es dem Kinde versprochen. Später werde die Herrschaft nachfolgen und Abendbrod draußen einnehmen.

Da schritt nun Felicitas, die kleine Anna an der Hand, „auf Befehl" durch den einsamen Garten. Statt

der Dachziegel oder des Bretterfußbodens der luftigen Galerie hatte sie den Kies der sonnenbeschienenen Gartenwege unter den Füßen. . . Während der Regenzeit hatten Tausende von Rosen ihre Kelche geöffnet. Auf dem eleganten Rasenrunde des Vordergartens standen hohe Stockrosen, der dunkle Sammet ihrer Blüthen schwebte hoch und unnahbar über den demüthigen Gräsern, wie ein Königspurpur über dem Volke; aber im Gras- und Gemüsegarten, da war das niedrige Centifoliengesträuch minder vornehm, die prachtvollen, strotzenden Kelche mit dem glührothen, süßen Munde wiegten sich zutraulich neben dem dickköpfigen Kohlrabi, und ihr berauschender Duft floß mit dem kräftigen, aber gemeinen Geruche der Dill- und Schnittlauchbeete in einander.

Felicitas strich mit gesenktem Haupte an der Blüthenpracht vorüber, und das gutmüthige Kind schwankte schwerfällig nebenher, der kleine Mund schwieg, kein Geplauder störte das Nachsinnen des jungen Mädchens. Sie dachte mit einer Art von wildem, brennendem Schmerze an die Rosenzeit vergangener Jahre — da hatten die Rosen doch anders geleuchtet und geduftet, als Tante Cordula's klare, liebestrahlende Augen noch nicht erloschen waren, als sie noch in stillen Sonntagnachmittagsstunden, neben der bewegungslos aufhorchen-

den Schülerin im Vorbau ſitzend, mit ihrer ausdrucksvollen Stimme begeiſtert aus den Claſſikern vorlas, während von der Galerie die betäubenden Duftwogen hereinquollen, und weit draußen das grüne Thüringer Land ſich hinſtreckte. . . Da war auch allmälig das ſüße Heimathgefühl in der Seele des jungen Mädchens gewachſen, ſie hatte ſich zu Hauſe gewußt in den friedlichen trauten Räumen, beſchützt und geleitet von einer treumütterlichen Liebe; ſie war, wenn auch nur auf Stunden, frei geweſen, ungefeſſelt in ihren Bewegungen, in den Anſchauungen und Betrachtungen, die ſich auf ihre Lippen drängten — darum wohl auch hatten die Roſen anders geleuchtet und geduftet, und die Welt war ſonniger geweſen. . .

Sie hob den Kopf und ſah über den Zaun in den Nachbargarten. Dort ſchimmerte das weiße Häubchen der Hofräthin Frank. Die alte Dame ſaß mit ihrem Sohne am Kaffeetiſche, er las ihr vor, während ſie, behaglich in einen Fauteuil zurückgelehnt, die blitzenden Stricknadeln durch ihre Finger gleiten ließ. Das ſah auch heimiſch und friedlich aus. Felicitas ſagte ſich ſelbſt, daß ſie auch unter jenen Menſchen in einem gewiſſen Grade frei ſein werde, daß ſie im Verkehr mit ihnen, die ſo human und hochgebildet, geiſtig fortſchreiten

müſſe, auf keinen Fall war ſie in den neuen Verhältniſſen der Automat, der „auf Befehl“ gehen und die Hände rühren mußte, während Augen und Lippen nie das Vorhandenſein eines lebhaften, ſelbſtſtändigen Geiſtes verrathen durften.

Trotz dieſer Gedanken wurde es nicht heller in ihr. Es hatte ſchon vor Tante Cordula's Tode ein Etwas in ihrer Seele gelegen, über das ſie ſelbſt nicht klar werden konnte — eine dunkle Qual, die bei näherer Beſichtigung zurückwich, wie ein Phantom — nur Eines ſtand feſt, dieſe Stimmung hing mit der Anweſenheit ihres einſtigen Peinigers zuſammen. Wohl war ſie vor ſeiner Ankunft der Ueberzeugung geweſen, ſeine perſönliche Erſcheinung werde ihren Groll, ihre Erbitterung noch verſchärfen; aber daß dieſe Empfindungen ſo mächtig und in faſt räthſelhafter Weiſe verdunkelnd auf ihr ganzes übriges Seelenleben zurückwirken würden, das hatte ſie nicht geahnt.

Dann und wann drang die erhobene Stimme des Vorleſers über den Zaun herüber — es lag viel Wohllaut in den Klängen, aber ſie beſaßen doch nicht das Markige, die Modulation, welche das einſt ſo eintönige Organ des Profeſſors mit den Jahren in ſo auffallender Weiſe angenommen hatte. . . Felicitas ſchüttelte unwillig

den Kopf und warf ihn zurück — woher kam ihr nur der Vergleich? . . . Sie zwang ihre Gedanken sofort in eine andere Bahn, auf ein Thema, das allerdings nahe lag, und welches seit der Testamentseröffnung sehr oft Gegenstand ihres Nachdenkens war. Das Gericht hatte den Rechtsanwalt Frank zum Curator für die muthmaßlich existirenden Hirschsprung'schen Erben ernannt. Seit zwei Tagen bereits durchlief ein Aufruf die Zeitungen: Felicitas harrte mit einer fast leidenschaftlichen Spannung auf den Erfolg — ihr brachte er möglicherweise bittere Schmerzen. Meldete sich die Familie Hirschsprung in Kiel auf diesen Aufruf, der eine reiche Erbschaft verhieß, so bestätigte sich die Vermuthung, daß die Spielersfrau eine Ausgestoßene gewesen war. . . Was aber mußten das für Menschen sein, in deren Augen ein Familienglied selbst durch ein so tragisches, erschütterndes Ende nicht hatte entsühnt werden können! Felicitas knüpfte deshalb nicht einen einzigen hoffenden Gedanken an das mögliche Auftreten naher Anverwandten; sie wollte ihnen gegenüber auch nie das Dunkel der Verborgenheit verlassen, dennoch schlug ihr Herz heftig bei der Vorstellung, daß ein Tag kommen könne, wo die grausamen Großeltern ahnungslos dem schweigenden Enkelkinde begegnen würden.

Die Hofräthin Frank hatte Felicitas am Zaune bemerkt. Sie ſtand auf und kam in Begleitung ihres Sohnes herüber. Beide begrüßten das junge Mädchen ſehr herzlich, und der Rechtsanwalt ſprach ſeine Freude darüber aus, demnächſt als Hausgenoſſe mit ihr verkehren zu dürfen. Damit leitete er leicht und ungezwungen ein längeres Geſpräch ein. Den formgewandten Weltmann überkam es faſt wie eine ungewohnte Verlegenheit dem tiefernſten Mädchen gegenüber, das ſo ruhig und unbefangen in ſein Auge ſah und in merkwürdig klarer und beſtimmter Weiſe ungewöhnliche Gedanken zum Ausdrucke brachte. Sie unterhielten ſich lange und eingehend, und das Geſpräch berührte die verſchiedenartigſten Thema. Schließlich erkundigte ſich die Hofräthin nach Aennchen. Felicitas nahm das Kind auf den Arm und deutete mit frohem Lächeln auf den Anhauch einer friſchen, geſunden Röthe, welcher die früher ſo fahlen Wangen der Kleinen bedeckte.

Beim Auseinandergehen reichte die alte Dame Felicitas die Hand; auch ihr Sohn ſtreckte die Rechte über den Zaun herüber, und das junge Mädchen legte unbedenklich und freundlich die ihre hinein. . . In dem Augenblicke knarrte die Gartenthüre, und der Profeſſor trat auf die Schwelle. Er blieb einige Secunden wie

angewurzelt ſtehen, dann griff er langſam nach dem Hute und grüßte herüber — Felicitas ſah, wie ihm eine jähe, tiefe Röthe über das Geſicht flog . . . Der Rechtsanwalt öffnete die Lippen, um ihn anzurufen, aber er wandte raſch den Kopf nach der entgegengeſetzten Seite und ging in das Gartenhaus.

„Nun, das war wieder einmal ein echter, zerſtreuter Profeſſorengruß!“ ſagte der junge Frank lachend zu ſeiner Mutter. „Der gute Johannes hat offenbar irgend einen unglücklichen Patienten in effigie unter dem Meſſer, und in ſolchen Augenblicken kennt er ſeine beſten Freunde nicht.“

Mutter und Sohn kehrten an den Kaffeetiſch zurück, und Felicitas ſuchte Schutz und Schatten im Grasgarten.

22.

Die rieſigen grünen Schirme des Taxus waren eine vortreffliche Schutzmauer gegen die Sonne, den Wind, welcher ſeit Kurzem ziemlich heftig über den weiten Kiesplatz fegte — und gegen ſtrafende Blicke, die möglicherweiſe aus dem Gartenhauſe herüberfliegen konnten . . . Felicitas kannte das Geſicht des Profeſſors viel zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er vorhin ärgerlich und

gereizt, nicht aber zerſtreut geweſen war; ſie meinte ſogar, auch den Grund ſeines Unmuthes zu kennen. Er verlangte bezüglich ſeiner ärztlichen Maßregeln ſtets einen unbedingten Gehorſam, und nach Allem, was Roſa über ſeine Bonner Praxis erzählt hatte, war er gewohnt, ſeinen Wunſch und Willen ſtets ſtreng reſpectirt zu ſehen — er hatte Felicitas mehrmals, zuletzt ſogar mit großer Ungeduld das Tragen Aennchens unterſagt, und heute mußte er abermals ſehen, daß ſie ſein Verbot mißachte . . . So nur konnte ſie ſich ſeinen Blick voll ärgerlicher Ueberraſchung erklären, den er ihr beim Eintreten in den Garten zugeworfen hatte.

Felicitas ſetzte ſich auf eine Bank des weit abgelegenen Dammes. Eine einſame Hängebirke erhob hier ihren feinen, weißen Stamm und ließ die elaſtiſchen Zweige zum Theil laubenartig über die Bank fallen. An dieſer geſchützten Stelle ſtrich der Wind faſt unmerklich hin; manchmal zitterten die Gräſer auf wie im tieferen Athemholen, und die Birkenzweige ſchüttelten ſich leiſe. Der Mühlbach aber, durch die Regenfluten ſtark angeſchwollen, ſchoß brauſend vorüber — ein gurgelndes, mißfarbenes Gewäſſer, das heimtückiſch an den Haſelbüſchen des Ufers riß und wühlte.

Das Kind pflückte mit unbeholfenen Fingerchen

Wiesenblumen, und Felicitas mußte die armen, meist nahe am Kelche abgerissen Dinger zu einem kurzstieligen Sträußchen für „den Onkel Professor“ zusammenbinden. Dies mühsame Geschäft erforderte Ausdauer und Aufmerksamkeit: Felicitas heftete ihre Augen unablässig auf das werdende Bouquet in ihren Händen — sie sah nicht, wie der Professor zwischen den Taxuswänden hervortrat und über den großen Rasenplatz rasch auf sie zuschritt. Ein Ausruf Aennchens schreckte sie endlich auf; allein da stand er auch schon neben ihr. Sie wollte sich erheben, er faßte jedoch sanft ihren Arm und drückte sie auf die Bank nieder — dann setzte er sich ohne Weiteres neben sie.

Es geschah zum ersten Male, daß sie ihm gegenüber einen Moment völlig fassungslos war. Noch vor vier Wochen würde sie entschieden, voll Abscheu seine Hand zurückgestoßen und sich sofort entfernt haben ... jetzt saß sie wie gelähmt da, willenlos, als stehe sie unter dem Banne eines Zaubers. Es verdroß sie, daß er seit Kurzem einen so vertraulich unbefangenen Ton gegen sie annahm — sie wünschte nichts sehnlicher, als ihn zu überzeugen, daß sie, genau wie ehedem, ihn hasse, verabscheue bis zum Sterben; allein plötzlich fand sie weder Muth noch Worte, ihm dies auszusprechen. Ihr

scheuer Blick streifte seine Züge — sie sahen nichts weniger als zornig oder verdrießlich aus, die auffallende Röthe war verflogen — Felicitas grollte mit sich selbst, weil sie sich eingestehen mußte, daß ihr dies unschöne Gesicht in seiner Kraft und Entschlossenheit wider Willen imponire.

Er saß einige Secunden ohne zu sprechen neben ihr, sie fühlte mehr, als sie sehen konnte, daß sein Blick unverwandt auf ihr ruhe.

„Thun Sie mir den Gefallen, Felicitas, und nehmen Sie das abscheuliche Ding da vom Kopfe," unterbrach er endlich das Schweigen, auch seine Stimme klang ruhig, fast heiter, und ohne die Zustimmung des jungen Mädchens abzuwarten, faßte er leicht die Krempe ihres Hutes und schleuderte dies allerdings sehr häßliche, abgetragene Exemplar verächtlich auf den Rasen. Ein Sonnenstrahl, der, durch das leichtbewegliche Birkenlaub schlüpfend, bisher über das schwarze Strohgeflecht gegaukelt war, lag jetzt auf dem kastanienfarbenen Haare des Mädchens, ein Streifen flimmerte auf wie gesponnenes Gold.

„So — nun kann ich doch sehen, wie Ihnen die bösen Gedanken hinter der Stirne arbeiten!" sagte er mit dem schwachen Anfluge eines Lächelns. „Ein Kampf

im Dunkel hat für mich viel Unheimliches — ich muß meinen Gegner ſehen können, und daß ich's hier — er deutete auf ihre Stirne — „mit einem ſehr ſchlimmen zu thun haben werde, weiß ich."

Wo wollte er hinaus mit dieſer ſeltſamen Einleitung? Vielleicht erwartete er irgend eine Antwort von ihr, allein ſie ſchwieg beharrlich. Ihre Finger packten ohne jedwede Symmetrie alle die Butterblumen, Maasliebchen nnd Grashalme neben einander, die das Kind unverdroſſen immer wieder herbeitrug . . . Dieſe kleinen Hände da, die ſich nicht ſtören ließen in der einmal begonnenen Aufgabe, hatten während der mehrtägigen Zurückgezogenheit im Zimmer viel von ihrer braunen Farbe verloren, ſie ſahen faſt roſig aus. Der Profeſſor griff plötzlich nach der Rechten des jungen Mädchens, wandte ſie um und betrachtete die innere Fläche — da waren freilich Spuren, die ſich nicht ſo raſch verwiſchen ließen, harte Schwielen bedeckten die Haut. Das Mädchen, das auf den ausdrücklichen Befehl ſeines unerbittlichen Vormunds zur Dienſtbarkeit erzogen worden war, hatte ſich wacker auf dieſe Lebensſtellung vorbereitet, das ließ ſich nicht ableugnen.

Obgleich bei dieſer Prüfung eine tiefe Röthe über Felicitas' Geſicht flog — auf ſehr fein empfindende

Naturen macht das aufmerksame Betrachten der inneren Handfläche fast denselben Eindruck, als wenn die Gesichtszüge stark fixirt werden — fand sie doch gerade in diesem Augenblicke ihre ganze frühere geschlossene Haltung wieder. Sie sah mit einer ruhigen Wendung des Kopfes empor, und er ließ langsam ihre Hand sinken — dann rieb er sich mehrmals die Stirne, als gelte es, für einen schwierigen Gedanken den Ausdruck zu finden.

„Sie sind gern in die Schule gegangen, nicht wahr?“ fragte er plötzlich. „Geistige Beschäftigung macht Ihnen Vergnügen?“

„Ja,“ entgegnete sie überrascht. Die Frage klang eigenthümlich — sie war förmlich vom Zaune gebrochen. Eigentlich diplomatische Wendungen lagen aber auch durchaus nicht in der Natur dieses Mannes, so sehr er auch sonst die Sprache in seiner Gewalt hatte.

„Nun gut,“ fuhr er fort, „Sie werden ohne Zweifel noch wissen, was ich Ihnen neulich zu bedenken gegeben habe?“

„Ich weiß es noch.“

„Und sind natürlich zu der Ansicht gekommen, daß es die Pflicht des Weibes ist, den Mann treulich zu unterstützen, wenn er einen Irrthum gut machen möchte?“

Er stützte die Hand auf das Knie, bog sich vor und sah gespannt in ihr Gesicht.

„So unbedingt nicht," versetzte sie fest, während sie die Hände mit dem Bouquet in den Schooß sinken ließ und den Fragenden voll ansah. „Ich muß erst wissen, worin die Sühne besteht."

„Ausflüchte," murmelte er, und sein Gesicht verfinsterte sich auffallend. Er schien zu vergessen, daß er bisher im Allgemeinen gesprochen hatte, und fügte ziemlich gereizt hinzu: „Sie brauchen sich nicht so entsetzlich zu verwahren — ich kann Ihnen versichern, daß schon Ihrem Gesichtsausdrucke gegenüber es Niemand einfallen wird, irgend etwas Uebermenschliches von Ihnen zu verlangen . . . Es handelt sich einfach darum, daß Sie — mag nun Ihr geheimnißvoller Lebensplan beschaffen sein, wie er will — noch ein Jahr unter meiner Vormundschaft bleiben und diese Zeit lediglich auf Ihre geistige Ausbildung verwenden . . . Lassen Sie mich ausreden!" fuhr er mit erhobener Stimme und gerunzelten Brauen fort, als sie versuchte, ihn zu unterbrechen. „Sehen Sie einmal ganz davon ab, daß ich es bin, der Ihnen diesen Vorschlag macht, und denken Sie, daß ich einzig im Sinne und nach den ausdrücklichen Worten meines Vaters handle, indem ich für Ihre höhere Ausbildung sorge!"

„Dazu ist es viel zu spät.“

„Zu spät? Bei Ihrer Jugend?“

„Sie mißverstehen mich. Ich will damit sagen, daß ich einst, als unzurechnungsfähiges, hülfloses Kind gezwungen war, Almosen anzunehmen — ich mußte das, wohl oder übel, über mich ergehen lassen. Jetzt stehe ich auf eigenen Füßen ich kann arbeiten und werde nie auch nur einen Groschen annehmen, den ich nicht verdient habe.“

Der Professor biß sich auf die Lippen, und seine Brauen senkten sich so tief, daß die Augen fast verschwanden.

„Ich habe diesen Einwurf vorausgesetzt,“ entgegnete er kalt, „denn ich kenne ja Ihren unbezähmbaren Stolz bis auf den Grund . . . Mein Plan ist der: Sie besuchen ein Institut — ich leihe Ihnen die nöthigen Mittel, und Sie zahlen mir später, wenn Sie selbstständig sind, das Geld bei Heller und Pfennig zurück . . . Ich kenne in Bonn eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt und bin Hausarzt bei der sehr würdigen Vorsteherin derselben. Sie würden dort gut aufgehoben sein, und —“ fügte er mit leicht vibrirender Stimme hinzu — „das Scheiden auf Nimmerwiedersehen wäre dann auch noch ein wenig hinausgeschoben.

. . In vierzehn Tagen gehen meine Ferien zu Ende; ich reiſe in Begleitung meiner Couſine nach Bonn zurück, und Sie würden dann natürlicherweiſe gleich mit uns gehen . . . Felicitas, ich habe Sie neulich erſucht, recht gut und ruhig zu ſein — ich wiederhole jetzt dieſe Bitte. Folgen Sie einmal nicht den Einflüſterungen Ihres verletzten Gefühls; vergeſſen Sie — wenn auch nur für Augenblicke — die Vergangenheit, und laſſen Sie mich gut machen, was verſäumt worden iſt."

Sie hatte beklommen zugehört. Wie neulich bei Erzählung ſeiner ſogenannten Viſion hatte ſeine Stimme etwas Beſtrickendes. Er war nicht ſo unerklärlich erregt, wie damals; aber die wahr und aufrichtig gemeinte Reue, die er, ohne ſeiner männlichen Würde irgend etwas zu vergeben, mit einem ſo milden Ernſt an den Tag legte, ergriff ſie wider Willen.

„Dürfte ich noch über meine nächſte Zukunft verfügen, ſo würde ich unbedingt und getroſt Ihr Anerbieten annehmen," ſagte ſie weicher, als ſie je zu ihm geſprochen; „aber ich bin gebunden — an dem Tage, wo ich Frau Hellwig's Haus verlaſſe, trete ich in einen neuen Wirkungskreis."

„Unabänderlich?"

„Ja — mein einmal gegebenes Wort iſt mir heilig,

ich ändere oder deutele niemals daran, sollte es mir in seiner Consequenz auch die größten Unannehmlichkeiten bringen."

Er stand rasch auf und trat aus dem Bereiche der Birke.

„Und darf man auch jetzt noch nicht erfahren, was Sie vorhaben?" fragte er, ohne das Gesicht nach ihr zurückzuwenden.

„O ja," entgegnete sie gelassen; „Frau Hellwig würde bereits darum wissen, wenn ich Gelegenheit hätte, in ihre Nähe zu kommen — die Frau Hofräthin Frank hat mich als Gesellschafterin engagirt."

Diese wenigen letzten Worte hatten die Wirkung eines plötzlichen Donnerschlags. Der Professor wandte sich jäh um, und über sein Gesicht schoß eine dunkle Flamme.

„Die Frau da drüben?" fragte er, als traue er seinen Ohren nicht, und deutete mit der Hand nach dem Frank'schen Garten. Er kehrte rasch unter den Baum zurück. „Das schlagen Sie sich nur gleich aus dem Sinne," sagte er entschieden und gebieterisch: „dazu werde ich nie meine Einwilligung geben."

Jetzt erhob sich das junge Mädchen mit einer unwilligen Bewegung — die mühsam gepflückten Blu-

men fielen auf den Rasen. „Ihre Einwilligung?“ fragte sie stolz. „Die brauche ich nicht! In vierzehn Tagen bin ich völlig frei und kann gehen, wohin es mir beliebt.“

„Die Sache liegt jetzt anders, Felicitas,“ entgegnete er sehr beherrscht. „Ich habe mehr Rechte über Sie, als Sie denken. Es können Jahre vergehen, ehe diese Rechte erlöschen, und auch dann — ja, auch dann fragt es sich noch, ob ich Sie freigebe.“

„Das werden wir sehen!“ sagte sie kalt, mit entschlossener Haltung.

„Ja, das sollen Sie sehen! . . . Ich habe gestern mit Doctor Böhm, dem vertrautesten Freunde meines verstorbenen Vaters, ausführlich und eingehend über Ihre damalige Aufnahme in meinem elterlichen Hause gesprochen, und es stellt sich Folgendes heraus: Sie sind meinem Vater mit der ausdrücklichen Bedingung übergeben worden, daß er Sie unter seinem Schutze behalten müsse, bis Ihr eigener Vater Sie zurückfordere, oder ein anderer braver Beschützer sich finde, der — Ihnen seinen Namen gebe. Mein Vater hat mich für den Fall seines Todes schriftlich als seinen Stellvertreter in dieser Angelegenheit ernannt, und ich bin fest entschlossen, die Bedingung aufrecht zu erhalten.“

Jetzt war es um die Fassung des jungen Mädchens geschehen.

„Gott im Himmel!“ rief sie außer sich und schlug die Hände zusammen. „Soll denn dies Elend nie aufhören? . . . Ich soll gezwungen werden, in dieser entsetzlichen Abhängigkeit weiter zu leben? Jahre lang hat mich der Gedanke aufrecht erhalten, daß ich mit meinem achtzehnten Lebensjahre erlöst sein würde! Nur in diesem Gedanken habe ich vermocht, äußerlich ruhig und unverwundbar zu scheinen, während ich innerlich namenlos litt! . . . Nein, nein, ich bin nicht mehr das geduldige Geschöpf, das sich aus Achtung vor dem Willen der Todten knechten und treten läßt! . . . Ich will nicht! . . . Ich will nichts mehr mit den Hellwigs zu schaffen haben — ich werde diese verhaßten Fesseln abschütteln um jeden Preis!“

Der Professor ergriff ihre beiden Hände, seine Züge waren bei den letzten Worten todtenbleich geworden.

„Besinnen Sie sich, Felicitas!“ sagte der Professor mit beschwichtigender, aber völlig erloschener Stimme. „Wüthen Sie nicht gegen sich selbst, wie ein kleiner, ohnmächtiger Vogel, der sich lieber den Kopf einstößt, ehe er sich in das Unabänderliche fügt. . . Verhaßte Fesseln! . . . . Kommt es Ihnen denn gar nie zum Be-

wußtſein, daß Sie mir unſäglich wehe thun mit Ihren harten, rückſichtsloſen Worten? .... Sie ſollen frei ſein, völlig frei in Ihrem Denken und Handeln, nur beſchützt und behütet, wie — ein zärtlich geliebtes Kind ... Felicitas, Sie ſollen jetzt erkennen lernen, wie es iſt, wenn die Liebe für uns denkt und ſorgt ... Nur noch dies eine Mal werde ich als gebietender Vormund auftreten, erſchweren Sie mir die nöthigen Schritte nicht durch Ihren Widerſtand, der Ihnen ganz und gar nichts helfen wird — das erkläre ich Ihnen entſchieden. Ich werde die Angelegenheit in meine Hände nehmen und Ihr Uebereinkommen mit der Hofräthin Frank rückgängig machen."

„Thun Sie das!" ſtieß Felicitas mit bebenden Lippen faſt heiſer hervor — aus ihrem Geſichte ſchien der letzte Blutstropfen entwichen. — „Aber auch ich werde handeln, und Sie können ſicher ſein, daß ich mich bis zum letzten Athemzuge wehren werde!"

Nie in ihrem jungen, ſchwer geprüften Leben hatte ein ſolcher Sturm ihr Inneres durchtobt, wie in dieſem Augenblicke. Es tauchten plötzlich neue, unbekannte Stimmen in ihr auf, die mächtig mitſprachen in dieſem Aufruhre — es war, als ſeien ſie nur der Widerhall ſeiner innigen, beſchwörenden Worte. Wie eine dunkle

Gewitterwolke hing eine furchtbare Gefahr über ihrem Haupte, und — das fühlte sie instinctmäßig — sie mußte sich um jeden Preis von ihm losreißen, wenn sie nicht dieser Gefahr rettungslos verfallen wollte. . . . War es doch jetzt schon, als habe er eine unbegreifliche Gewalt über ihr ganzes Wesen, als schlüge jedes harte Wort, das sie ihm sagte, schmerzend auf ihr eigenes Herz zurück.

Er hatte bis dahin ihre Hände festgehalten, und während sie sprach, ruhte sein Blick durchdringend auf ihren Zügen, die für einen Augenblick rückhaltslos das leidenschaftlich erregte Innere des Mädchens wiederspiegelten — den Augen dieses Arztes und Menschenkenners hatten sich wohl schon ganz andere Geheimnisse und Vorgänge der Menschenbrust offenbaren müssen, als die einer, wenn auch noch so stolzen, doch gerade vermöge ihrer Reinheit und Schuldlosigkeit unbewachten Mädchenseele. . . „Sie werden nichts ausrichten!“ sagte er plötzlich gelassen, mit einer fast heiteren Ruhe. „Ich habe die Augen offen und mein Arm reicht ziemlich weit . . . Sie entgehen mir nicht, Felicitas! . . . Hier in X. lasse ich Sie auf keinen Fall, und — ebenso wenig werde ich o h n e S i e nach Bonn zurückreisen.“

Die Gartenthüre hatte längst geknarrt, aber das Ge-

räuſch war den Sprechenden entgangen. Jetzt kam Roſa und meldete dem Profeſſor, daß Frau Hellwig im Salon warte, auch die Frau Regierungsräthin laſſe ihn recht ſehr bitten, zu kommen.

„Iſt ſie unwohl?“ fragte der Profeſſor rauh, ohne ſich nach der Kammerjungfer umzuwenden.

„Nein,“ entgegnete ſie verwundert, „aber die gnädige Frau wird bald fertig ſein mit dem Kaffee, den ſie ſelbſt kocht — ſie wünſcht, der Herr Profeſſor möchte ihn recht friſch trinken . . . der Herr Rechtsanwalt Frank iſt auch im Salon.“

„Nun gut, ich werde kommen,“ ſagte der Profeſſor, aber er machte keine Anſtalt, zu gehen. Vielleicht hoffte er, Roſa ſollte ſich wieder entfernen, darin irrte er ſich jedoch. Das Mädchen machte ſich mit Aennchen zu ſchaffen, die jammernd und wehklagend die Händchen zuſammenſchlug über alle die „todtgetretenen Blümchen“ auf dem Raſen. Endlich ſchritt er mißmuthig den Damm hinab.

„Halten Sie ſich nicht ſo lange hier auf,“ rief er nach Felicitas zurück. „Der Wind wird ſtärker, er bringt uns möglicherweiſe ein Gewitter. Kommen Sie mit Aennchen in das Gartenhaus.“

Er verſchwand hinter den Taxuswänden. Felicitas

aber durchschritt hastig die ganze Länge des Dammes. In ihrem sonst so klaren Kopfe wirbelte es chaotisch durch einander. Sie rang vergebens nach der nöthigen Fassung und Ruhe, um ihre augenblickliche Lage übersehen und Herr derselben werden zu können . . . Also sie sollte ihr Joch weiter schleppen, und nicht genug, daß man ihr jedwede Selbstständigkeit auf lange Zeit hinaus verweigerte, sie sollte sogar in seiner unmittelbaren Nähe leben, Jahre lang täglich mit ihm verkehren — als ob dies nicht die furchtbarste Aufgabe wäre, die ihr je gestellt werden konnte! . . . Hatte sie nicht Alles gethan, ihm zu beweisen, daß er ihr in tiefster Seele verhaßt sei, daß sie unversöhnlich bleiben werde ihr Leben lang? War es nicht gerade deshalb die raffinirteste Grausamkeit, sie in der Weise fesseln zu wollen? . . . Nein, tausendmal lieber wollte sie sich noch auf Jahre hinaus von Frau Hellwig mißhandeln lassen, als auch nur einen einzigen Monat länger mit ihm zusammen sein, der eine wahrhaft dämonische Macht ihr gegenüber entfaltete. Schon allein seine Stimme vermochte ihren sonst so geordneten Gedankengang zu verwirren — der unbeschreiblich milde und warme Ton, den er jetzt immer annahm, berührte jede Fiber ihres Herzens und machte es heftiger klopfen — das war natürlicherweise der alte

Haß, der sich aufbäumte, aber mußte sie nicht schließlich an diesem einen, so furchtbar erregten und fortwährend genährten Gefühle physisch und moralisch zu Grunde gehen? . . . Die neulich erzählte Vision hatte ihr viel zu denken gegeben, jetzt wurde ihr die einzige mögliche Lösung durch die Worte bestätigt: „Felicitas, Sie sollen jetzt erkennen lernen, wie es ist, wenn die Liebe für uns denkt und sorgt!“

Er beabsichtigte jedenfalls, trotz ihrer entschiedenen Erklärung, in ihren Lebensfragen selbst entscheiden zu wollen, später eigenmächtig über ihre Hand zu verfügen, sie sollte an irgend einen Mann, den er wählte, gebunden werden — damit war sie versorgt, und das ihr widerfahrene Unrecht, welches er allerdings eingesehen hatte, gut gemacht — das Herz drehte sich ihr um bei dieser Vorstellung. . . . Wie vermessen und unmoralisch war eine solche Absicht! Konnte er irgend einen Menschen zwingen, sie zu lieben? Er selbst hatte eine unglückliche Neigung und ging deshalb einsam durch das Leben: mit diesem Entschlusse gestand er seinem Herzen große Rechte zu — es durfte entscheiden über seine ganze Zukunft. . . . Er sollte sehen, daß auch sie für sich selbst genau dasselbe Vorrecht beanspruche, daß sie sich nicht verhandeln ließe wie eine Waare . . . Was

hielt sie ab, sofort zu der Hofräthin Frank zu gehen und sich unter deren Schutz zu flüchten? . . . Ach da war ja der kleine, graue Kasten, der kettete sie fester an das unselige Haus, als es irgend ein menschlicher Wille vermocht hätte — um seinetwillen mußte sie ausharren bis zum letzten Augenblicke.

23.

Aennchen unterbrach das qualvolle Sinnen und Grübeln des jungen Mädchens. Sie nahm schmeichelnd Felicitas' Hand und zog sie den Damm hinab. Der Wind sauste bereits mit großer Gewalt durch die Baumwipfel, er fuhr auch stoßweise und bissig in die geschütz-teren Regionen — erschrocken beugten sich die kleinen, schüchternen Grasblumen vor dem Störenfried. Ueber die Sonne hin jagten einzelne Wolkengebilde, deren Schatten sich für Momente wie dunkle Riesenflügel über die Kies- und Rasenplätze hinstreckten, Rosenblätter wirbelten hoch in den Lüften; und selbst die starren Taxus-pyramiden neigten sich steif und gravitätisch, wie alte Hofdamen.

Da war es gemüthlich im schützenden Hause. Felicitas setzte sich auf einen Gartenstuhl in der Hausflur

und zog eine Handarbeit hervor. Die Thüre der kleinen Küche und auch die des Salons ſtanden weit offen. Es ließ ſich wohl nicht leicht etwas Anmuthigeres denken, als die Regierungsräthin, indem ſie „das wirthliche Hausmütterchen“ repräſentirte. Sie hatte eine reichgarnirte, ſchwarzſeidene Latzſchürze vorgebunden, in dem blonden Lockengeringel, nahe am Ohre, wiegte ſich eine Roſe mit dunkelpurpurnem Kelche — ſie war offenbar im Vorübergehen vom Strauche genommen und wie in abſichtsloſer Selbſtvergeſſenheit placirt worden, das war von allerliebſter Wirkung. Unter dem feſtonartig aufgenommenen Kleide bewegten ſich die kleinen, in zimmetfarbenen Stiefelchen ſteckenden Füße mit kinderhafter Leichtigkeit und Grazie, auch der augenblickliche Ausdruck des roſigen Geſichts war der eines glückſeligen, harmloſen Kindes, das mit wichtigem Eifer ein ihm anvertrautes Amt verſieht — wer hätte bei dieſem vollendeten Gepräge unſchuldvoller Naivetät an die Bezeichnung „Wittwe und Mutter“ denken mögen!

Während ſie am Küchenherde wirthſchaftete, war im Salon zwiſchen Frau Hellwig und dem Rechtsanwalt ein lebhaftes Geſpräch im Gange — es drehte ſich um das Teſtament der alten Mamſell. Heinrich und Friederike hatten dem jungen Mädchen bereits verſichert, daß

die „Madame“ nichts mehr spreche und denke, was nicht mit der unglücklichen Testamentgeschichte zusammenhinge. Felicitas sah für einen Augenblick das Gesicht der großen Frau, es erschien ihr merkwürdig grau und gealtert; auch in ihrer Art und Weise zu sprechen, lag eine ungewohnte Hast — Grimm und Groll hatten offenbar noch die Oberhand in dieser tief alterirten Frauenseele.

Der Professor betheiligte sich nicht an der Unterhaltung, ja, es schien, als gleite sie völlig unverstanden an ihm ab. Er durchschritt, die Hände auf den Rücken gelegt und wie in tiefen Gedanken verloren, unausgesetzt die ganze Länge des Salons, nur wenn er an der offenen Thür vorüberkam, hob er den Kopf, und ein prüfender Blick fiel auf das arbeitende Mädchen in der Hausflur.

„Ich beruhige mich mein Leben lang nicht, mein lieber Frank!“ wiederholte Frau Hellwig. „Ja, wenn nicht jeder Groschen von den Hellwigs sauer erworben gewesen wäre! Aber nun kommt da vielleicht irgend ein verkommenes Subject und verjubelt in Kurzem die Ersparnisse eines ehrbaren Hauses — zu welcher Segensquelle hätte dies Geld in unseren Händen werden müssen!“

„Aber, Tantchen,“ begütigte die junge Wittwe, die

eben mit der dampfenden Kaffeekanne eintrat und die Taſſen füllte, „da vertiefſt Du Dich nun wieder in die leidige Geſchichte, die Dich ſo ſichtbar angreift — Du wirſt Dich noch krank machen. . . Denke an Deine Kinder und auch an mich, Tantchen, um unſertwillen ſuche zu vergeſſen!“

„Vergeſſen?“ fuhr Frau Hellwig auf. „Niemals! Dafür hat man Charakter, welcher leider der jüngeren Welt immer mehr abhanden kommt!“ — ein vernichtender Blick ſtreifte ihren auf- und abwandelnden Sohn. — Die Schmach eines erlittenen Unrechts geht mir in Blut und Nerven über — ich kann's nicht verwinden. . . . Wie magſt Du mir nur mit ſolchen abgedroſchenen Phraſen kommen! Du biſt doch manchmal entſetzlich oberflächlich, Adele!“

Das Geſicht der Regierungsräthin verfärbte ſich, ein trotzig herber Zug erſchien um ihren Mund, und die Taſſe, die ſie Frau Hellwig hinreichte, klirrte in ihrer Hand, aber ſie beſaß doch Selbſtbeherrſchung genug, um die maliciöſe Antwort, die ſich unverkennbar auf ihre Lippen drängte, zu unterdrücken.

„Den Vorwurf verdiene ich ganz gewiß nicht,“ ſagte ſie nach einem augenblicklichen Schweigen ſehr ſanft. „Niemand kann ſich die Abſcheulichkeit mehr zu Herzen

nehmen, als ich. Nicht allein, daß ich für Dich, liebe Tante, und die beiden Vettern den pecuniairen Verlust beklage — es ist für das weibliche Gemüth auch stets ein bitterer Schmerz, wenn es der moralischen Versunkenheit begegnen muß. . . . Da hat diese alte, tückische Person unter dem Dache ihr halbes Leben lang darüber nachgedacht, wie sie wohl ihre nächsten Verwandten am empfindlichsten kränkt. Sie ist aus der Welt gegangen, unversöhnt mit Gott und den Menschen, und ein Sündenregister auf der Seele, das ihr den Himmel verschließen muß auf ewig — schrecklich! . . . Lieber Johannes, darf ich Dir eine Tasse Kaffee einschenken?"

„Ich danke," antwortete der Professor kurz und setzte seinen Weg fort.

Felicitas' Händen war die Arbeit entfallen. Sie lauschte athemlos den Worten des verleumderischen Mundes da drinnen. Wohl wußte sie durch Heinrich, daß die Welt hart und verdammend über die geheimnißvolle alte Mamsell urtheilte; aber es geschah zum ersten Male, daß sie selbst Zeugin eines solchen Ausspruchs war. . . . Wie schoß ihr das Blut siedend nach den Schläfen! Jedes Wort traf ihr Herz wie ein Messerstich — das waren Schmerzen, die sie um die Todte litt, schneidender noch, als das Trennungsweh selbst!

„Inwiefern die alte Dame gesündigt hat, weiß ich nicht," meinte der Rechtsanwalt. „Uebrigens, nach Allem, was ich höre, kann ihr Niemand etwas Positives nachweisen — die Klatschchronik unserer guten Stadt begnügt sich mit dunklen Ueberlieferungen. . . . Ihr Nachlaß dagegen beweist unzweifelhaft, daß sie eine originelle Frau von ungewöhnlichem Geist gewesen sein muß."

Frau Hellwig lachte höhnisch auf und wandte dem kühnen Vertheidiger verachtungsvoll den Rücken.

„Mein bester Herr Rechtsanwalt, es ist die Aufgabe Ihres Berufs, die schwärzesten Vergehen weiß zu waschen und da, wo bereits die gesammte Welt mit Recht verdammt hat, noch Engelsunschuld zu finden — von dem Standpunkte aus läßt sich Ihr Urtheil begreifen," sagte die Regierungsräthin unbeschreiblich maliciös. „Ich kenne dagegen ein anderes, das mir — verzeihen Sie — ungleich maßgebender ist — Papa hat sie gekannt. Ein Starrkopf ohne Gleichen, hat sie ihren Vater buchstäblich zu Tode geärgert. Wie gleichgültig sie ferner gegen ihren guten Ruf gewesen ist, beweist ihr scandalöser Aufenthalt in Leipzig, und mit dem ungewöhnlichen Geiste, wie Sie ihn nennen, ist sie auf die entsetzlichsten Abwege gerathen — sie war ein Freigeist, eine Gottesleugnerin." —

In dieſem Augenblicke ſprang Felicitas empor und trat auf die Schwelle der Salonthüre. Die Rechte gebieteriſch ausgeſtreckt, das ſonſt ſo bleiche Geſicht mit einer glühenden Röthe übergoſſen, ſtand ſie dort, ſchön und zürnend, wie ein Racheengel. Die roſigen Lippen, die unbedenklich, mit unglaublicher Sicherheit ſo furchtbare Anklagen ausſprachen, verſtummten unwillkürlich vor dieſer Erſcheinung.

„Eine Gottesleugnerin iſt ſie nie geweſen!“ ſagte das junge Mädchen entſchieden, und ihre Augen hafteten flammend auf dem Geſichte der Verleumderin. „Ja, ſie war ein freier Geiſt! Sie forſchte ohne Angſt um ihr Seelenheil oder einen zerbrechlichen Glauben in Gottes Werken; denn ſie wußte, daß da jeder Weg auf ihn zurückführte. Der Conflict zwiſchen der Bibel und den Naturwiſſenſchaften beirrte ſie niemals. Ihre Ueberzeugung wurzelte nicht im Buchſtaben, ſondern in Gottes Schöpfung ſelbſt, in ihrem eigenen Daſein und der himmliſchen Gabe, zu denken, in dem ſelbſtſtändigen Wirken und Schaffen des unſterblichen Menſchengeiſtes. . . . Sie ging nicht wie tauſend Andere in die Kirche, um Gott im eleganten Hut und Seidenkleide anzubeten, aber wenn die Glocken läuteten, da ſtand auch ſie in der Stille demüthig vor dem Höchſten, und ich zweifle,

daß ihm das Gebet Derer lieber ist, die stündlich seinen Namen anrufen und mit denselben Lippen den Namen ihres Nächsten an's Kreuz schlagen!"

Der junge Frank hatte sich unwillkürlich erhoben; er stützte seine Hand auf die Stuhllehne und blickte mit einem fast ungläubigen Ausdrucke nach dem muthigen Mädchen hinüber.

„Sie haben die räthselhafte Frau gekannt?" fragte er wie mit zurückgehaltenem Athem, als Felicitas schwieg.

„Ich habe täglich mit ihr verkehrt."

„Das sind ja allerliebste Neuigkeiten!" sagte die Regierungsräthin. Diese Bemerkung sollte ironisch klingen; aber die Stimme der jungen Frau hatte bedeutend an Sicherheit verloren, und eine auffallende Bläße bedeckte für einen Augenblick das schöne Gesicht. „Dann wissen Sie ohne Zweifel auch manches piquante Geschichtchen aus der Vergangenheit Ihrer verehrungswürdigen Bekanntschaft zu erzählen?" frug sie in studiert nachlässigem Tone, während ihre Hand mit dem Kaffeelöffel spielte.

„Die Dame hat nie über ihr vergangenes Leben mit mir gesprochen," entgegnete Felicitas ruhig. Sie wußte, daß sie einen furchtbaren Sturm heraufbeschworen

hatte — es galt jetzt, ihn besonnen, mit kühlem Blute zu erwarten.

„Wie schade!“ bedauerte die junge Wittwe, ironisch den Lockenkopf hin und her wiegend — die blühende Farbe war bereits in ihre Wangen zurückgekehrt. „Ich bewundere übrigens Ihr vortreffliches Schauspielertalent, Caroline! Sie haben ja diese geheimen Zusammenkünfte reizend zu maskiren gewußt. . . . Lieber Johannes, bereust Du auch jetzt noch Deine vermeintlich falsche Beurtheilung dieses Charakters?“

Der Professor war überrascht stehen geblieben, als das junge Mädchen auf der Schwelle erschien. Ihre vertheidigenden Worte, herb, geißelnd und doch schwungvoll, sprangen ihr förmlich von den Lippen — diesem scharf logischen Geiste, der sich offenbar unausgesetzt übte, fehlte es doch nie am sofortigen, schlagenden Ausdrucke. Die letzte beißende Frage der Regierungsräthin blieb unbeantwortet. Der Blick des Professors hing unverwandt an Felicitas — er lächelte, als er sie, bei aller Selbstbeherrschung, doch unter jenen Nadelstichen aufzucken sah.

„War das Ihr eigentliches Geheimniß?“ frug er hinüber.

„Ja,“ antwortete das junge Mädchen, und ihr

ernſtes Auge leuchtete auf — kam ihr doch, wunderbar genug, bei dem Klange dieſer Stimme urplötzlich die Ueberzeugung, daß ſie nicht allein ſtehen werde in dem unausbleiblichen Kampfe.

„Sie wollten ſpäter mit der alten Tante zuſammenleben, und das war das Glück, das Sie erhofften?“ frug er weiter.

„Ja.“

Wäre die Regierungsräthin nicht zu lebhaft mit der ‚entlarvten Heuchlerin‘ auf der Thürſchwelle beſchäftigt geweſen, ſie hätte erſchrecken müſſen über den vollen Glücksſtrahl, der aus den Augen des Profeſſors brach und ſein tiefernſtes Geſicht in nie geſehener Weiſe verklärte.

Fragen und Antworten waren bisher mit Blitzesſchnelle erfolgt und hatten Frau Hellwig keine Zeit gelaſſen, ſich von ihrer Ueberraſchung zu erholen. Starr wie ein Standbild lehnte ſie in ihrem Stuhle; der Strickſtrumpf war ihren Händen entglitten, und das ſchneeweiße Knäuel rollte unbeachtet bis in die Mitte des Salons.

„Das iſt eine höchſt intereſſante Entdeckung für mich!“ rief der Rechtsanwalt, indem er ſich Felicitas raſch näherte. „Fürchten Sie ja nicht, daß auch ich

in die muthmaßlichen Geheimnisse der Verstorbenen dringen will, das sei fern von mir! Aber vielleicht sind Sie im Stande, mir Anhaltspunkte zu geben bezüglich der unbegreiflichen Lücken im Nachlasse —"

Gott im Himmel, sie sollte über das fehlende Silber verhört werden! Sie fühlte, wie ein Beben ihren ganzen Körper durchlief, ihr Gesicht wurde weißer als Schnee — bestürzt schlug sie die Augen nieder; in diesem Momente war sie allerdings das vollendete Bild einer Schuldbewußten.

„Als leidenschaftlicher Musikfreund und Autographensammler bin ich eigentlich seit der Testamentseröffnung in einer gelinden Aufregung," fuhr der Rechtsanwalt fort, nachdem er, betroffen durch die auffallende Veränderung im Aeußeren des Mädchens, momentan gezögert hatte. „Das Testament erwähnt ausdrücklich eine Handschriftensammlung berühmter Componisten — wir suchen sie jedoch vergebens. Es wird von vielen Seiten behauptet, die Verstorbene habe an Geistesstörung gelitten, dieser Theil der Hinterlassenschaft sei ein Hirngespinnst. eine Chimäre. Haben Sie je eine solche Sammlung im Besitze der alten Dame gesehen?"

„Ja," sagte Felicitas aufathmend, aber auch zugleich tief erbittert über diese Behauptung. „Ich habe jedes Blatt gekannt."

„War sie reichhaltig?“

„Sie umfaßte hauptsächlich alle Namen des vorigen Jahrhunderts.“

„Eine Bach'sche Oper — ich halte diese Bezeichnung für einen Irrthum — wird mehrfach in dem Testamente erwähnt; können Sie sich nicht ungefähr auf den Titel dieses Werkes besinnen?“ examinirte der Rechtsanwalt in höchster Spannung weiter.

„O ja,“ versetzte das junge Mädchen rasch. „Auch darin hat sich die Verstorbene nicht geirrt. Es war eine Operette. Johann Sebastian Bach hat sie für die Stadt X. componirt, und sie ist im alten Rathhaussaale aufgeführt worden. Der Titel lautet: ‚Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens.‘ “

„Nicht möglich!“ rief der junge Mann, er prallte förmlich zurück im Uebermaße des Erstaunens. „Diese Composition, die für die musikalische Welt eine Art Mythe ist, sollte in der That existiren?“

„Es war sogar die von Bach eigenhändig geschriebene Partitur,“ fuhr Felicitas fort. „Er hatte sie einem gewissen Gotthelf von Hirschsprung geschenkt, und durch Erbschaft war sie später in die Hände der Verstorbenen gekommen.“

„Das sind ja unschätzbare Enthüllungen! — Und

nun beſchwöre ich Sie auch, mir zu ſagen, wo dieſe Sammlung ſich befindet.“

Da ſtand ſie plötzlich vor einer Klippe. Empört darüber, daß nun auch noch Tante Cordula's klarer Geiſt angezweifelt wurde, hatte ſie Alles aufgeboten, die abſcheuliche Verleumdung zu widerlegen. Im Vertheidigungseifer war ihr nicht eingefallen, zu welchem Ausgangspunkte ihre Beweisführungen nothwendig kommen mußten. . . Jetzt mußte ſie auf dieſe peinliche Frage direct antworten . . . ſollte ſie geradezu lügen? Das war unmöglich!

„So viel ich weiß, exiſtirt ſie nicht mehr,“ ſagte ſie leiſer, als ſie bisher geſprochen.

„Sie exiſtirt nicht mehr? Damit wollen Sie doch wohl nur ſagen, daß ſie nicht mehr im Zuſammenhange vorhanden iſt?“

Felicitas ſchwieg. Sie wünſchte ſich Meilen weit fort aus dem Bereiche dieſes leidenſchaftlichen Drängers.

„Oder wie!“ fuhr er beſtürzt fort, „wäre ſie in Wirklichkeit vernichtet? Dann müſſen Sie mir auch erklären, wie das geſchehen konnte.“

Das war eine qualvolle Lage. Dort ſaß die Frau, die durch ihre Ausſage compromittirt wurde. . . . Wie oft war in Augenblicken leidenſchaftlicher Auf-

regung ein häßliches Rachegefühl gegen ihre herzloſe Peinigerin in ihr aufgeflammt! Sie hatte dann gemeint, es müſſe ſüß ſein, dies abſcheuliche Weib auch einmal leiden zu ſehen ... Jetzt ſtand ſie vor einem ſolchen Momente — ſie konnte die große Frau beſchämen, ſie einer ungeſetzlichen That überführen ... Wie wenig hatte ſie ſich ſelbſt, den Adel ihrer Natur gekannt — ſie war vollſtändig unfähig, ſich zu rächen! ... Verſtohlen ſah ſie hinüber nach ihrer Feindin, ein wahrhaft tigerartiger Blick begegnete dem ihren — das beirrte ſie nicht.

„Ich war nicht zugegen, als die Sammlung vernichtet worden iſt, und kann deshalb auch nicht das Geringſte ausſagen," erklärte ſie ſo feſt und entſchieden, daß man ſofort erkennen mußte, ſie werde ſich nie zu irgend einer Mittheilung herbeilaſſen. ... Dieſe Handlungsweiſe ſollte ihr theuer zu ſtehen kommen, denn jetzt brach das Gewitter los, das bis dahin dumpf grollend über ihrem Haupte geſchwebt hatte. Frau Hellwig war aufgeſtanden, ſie ſtützte beide Hände auf den Tiſch, und ihre Augen funkelten wahrhaft dämoniſch aus dem farbloſen Geſichte.

„Elendes Geſchöpf, glaubſt Du, mich ſchonen zu müſſen?" rief ſie mit zornbebender Stimme. „Du un-

terſtehſt Dich zu denken, ich hätte Urſache, irgend eine meiner Handlungen vor der Welt zu verbergen, und Du müßteſt die Hehlerin machen, Du?“ — Sie wandte verachtungsvoll den Kopf weg und richtete ihre grauen Augen mit der wiedergewonnenen Kälte und ſtolzen Ueberlegenheit auf den Rechtsanwalt. „Eigentlich bin ich gewohnt, nur Gott, meinem Herrn, Rechenſchaft abzulegen von meinen Thaten,“ ſagte ſie. „Was ich thue, geſchieht in ſeinem Namen, zu ſeiner Ehre und zur Aufrechterhaltung ſeiner heiligen Kirche. Aber Sie ſollen trotzdem erfahren, mein lieber Frank, was aus jenen ‚unſchätzbaren‘ Papieren geworden iſt, lediglich aus dem Grunde, damit die Perſon dort nicht einen Augenblick in dem Wahne bleibt, ich hätte irgendwie Gemeinſchaft mit ihr ... Die verſtorbene Cordula Hellwig war eine Gottesleugnerin, eine verlorene Seele — wer ſie vertheidigt, der beweiſt nur, daß er denſelben Weg wandelt. Statt zu beten um den verlorenen Frieden, betäubte ſie die Stimme ihres Gewiſſens mit dem Gifte weltlicher Muſik voll ſträflicher Sinnenluſt. Selbſt am Sonntage entweihte ſie mein ſtilles Haus mit ihrem ſündhaften Treiben; Tage lang ſaß ſie vor den unſeligen Büchern, und je mehr ſie ſich hinein vertiefte, deſto halsſtarriger und unzugänglicher wurde ſie für mein Be-

ſtreben, ſie zu retten. . . Seit jener Zeit kenne ich keinen ſehnlicheren Wunſch, als dieſe nichtswürdige Menſchenerfindung, an der Gott keinen Theil hat, und welche die Seelen vom Wege des wahren Heils verlockt, von der Erde vertilgen zu können — ich habe die Papiere verbrannt, mein lieber Frank!“

Dieſe letzten Worte ſprach ſie mit erhobener Stimme und dem Ausdrucke eines unſäglichen Triumphes.

„Mutter!“ rief der Profeſſor entſetzt und eilte auf ſie zu.

„Nun, mein Sohn?“ frug ſie zurück mit einer Geberde der Unnahbarkeit. Ihre ganze Geſtalt ſtreckte ſich — ſie ſtand dort wie in Erz gepanzert. „Du willſt mir offenbar den Vorwurf machen, daß ich Dich und Nathanael um dies koſtbare Erbtheil gebracht habe,“ fuhr ſie mit unbeſchreiblichem Hohne fort. „Beruhige Dich, ich habe längſt beſchloſſen, die paar Thaler aus meiner eigenen Caſſe zu erſetzen — Ihr ſeid da jedenfalls im Vortheile.“

„Die paar Thaler?“ wiederholte der Rechtsanwalt; er bebte vor Zorn und Entrüſtung. „Madame Hellwig, Sie werden das Vergnügen haben, Ihren Herren Söhnen baare fünftauſend Thaler hinausbezahlen zu müſſen!“

„Fünftauſend Thaler?“ lachte Frau Hellwig auf. „Das iſt luſtig! Dieſe elenden, beſchmutzten Papiere! . . . Machen Sie ſich nicht lächerlich, lieber Frank!“

„Dieſe elenden, beſchmutzten Papiere werden Ihnen theuer zu ſtehen kommen, wiederhole ich!“ verſetzte der junge Mann, indem er ſich zu beherrſchen ſuchte. „Ich werde Ihnen morgen eine eigenhändige Notiz der Verſtorbenen vorlegen, die den Werth der Handſchriftenſammlung auf volle fünftauſend Thaler angiebt — das Bach'ſche Manuſcript nicht mitgerechnet; verſtehen Sie mich recht, Madame Hellwig — in welch' böſen Handel Sie ſich durch die Vernichtung dieſes in der That unſchätzbaren Werkes, den Hirſchſprung'ſchen Erben gegenüber, verwickelt haben, das läßt ſich noch gar nicht abſehen!“ Er ſchlug ſich im Uebermaße der Empörung mit der Hand gegen die Stirne. „Unglaublich!“ rief er. „Johannes, in dieſem Augenblicke erinnere ich Dich an meine Behauptung, die ich vor wenig Wochen aufgeſtellt habe — ſchlagender konnteſt Du nicht überführt werden!“

Der Profeſſor antwortete nicht. Er war an ein Fenſter getreten und wandte das Geſicht nach dem Garten. Inwieweit ihn die Beweisführung ſeines tieferregten Freundes traf, das ließ ſich nicht ermitteln.

Einen Moment ſchien es, als ob Frau Hellwig

begriffe, daß sie muthwillig ein unabsehbares Gefolge von Unannehmlichkeiten sich selbst heraufbeschworen habe; ihre Haltung verlor plötzlich das starre Gepräge der Unfehlbarkeit und unerschütterlichen Zuversicht, und das spöttische Lächeln, das sie zu behaupten suchte, war nur noch eine Verzerrung der Lippen. Aber wie hätte je der unerhörte Fall eintreten können, daß die große Frau in die Lage gekommen wäre, irgend einen Schritt zu bereuen? Sie handelte ja stets im Namen des Herrn, da war kein Irrthum, kein Fehlgehen möglich. Sie faßte sich rasch.

„Ich erinnere Sie an Ihren eigenen Ausspruch von vorhin, Herr Rechtsanwalt," sagte sie kalt und förmlich; „man bezichtigt die Verstorbene mit vollem Rechte der Geistesstörung — es dürfte mir nicht schwer werden, genügende Beweise dafür zu bringen. . . Wer will mich denn überführen, daß jene geradezu lächerliche Werthangabe nicht im Wahnsinn niedergeschrieben worden ist?"

„Ich!" rief Felicitas rasch und entschieden, wenn auch ihre Stimme im Widerstreite der Empfindungen bebte. „Diese Angriffe werde ich von der Todten abzuwehren suchen, so lange ich kann, Madame Hellwig! Nie mag es wohl ein gesünderes, lichtvolleres Denkver-

mögen gegeben haben, als sie besessen hat — meine Aussage wird freilich nicht in Betracht kommen; aber wenn es Ihnen auch gelingt, jeden Beweis für die ungetrübte Geistesklarheit der Verstorbenen umzustoßen, so sind doch noch die Mappen da, in denen die Sammlung gewesen ist — ich habe sie gerettet! Jede derselben enthält auf der inneren Seite das vollständige Inhaltsverzeichniß; bei jedem einzelnen Autographen ist mit strenger Genauigkeit angegeben, wann, von wem und zu welchem Preise derselbe angekauft worden ist."

„Ei, da habe ich mir ja einen vortrefflichen Gegenzeugen groß gefüttert!" stieß Frau Hellwig hervor. „Aber jetzt werde ich mit Dir in's Gericht gehen! . . . Also Du hast es gewagt, mich Jahre lang mit beispielloser Frechheit zu hintergehen? Du hast mein Brod gegessen, während Du mich hinter meinem Rücken verhöhntest? Von Thüre zu Thüre hättest Du betteln gehen müssen, wenn ich nicht war! Fort aus meinen Augen, Du ehrlose Betrügerin!"

Felicitas wich nicht von der Schwelle. Es sah aus, als wachse die zarte Gestalt unter den Vorwürfen, die zu ihr hinübergeschleudert worden; ihr Gesicht war todtenbleich, nie aber hatte es so entschieden den unbeugsamen,

furchtlosen Geist des Mädchens ausgedrückt, als in diesem Augenblicke.

„Den Vorwurf, daß ich Sie hintergangen habe, verdiene ich!“ sagte sie mit bewunderungswürdiger Fassung. „Ich habe vorsätzlich geschwiegen und hätte mich lieber zu Tode mißhandeln lassen, ehe auch nur eine Andeutung über meine Lippen gekommen wäre — das ist wahr! Trotzdem stand dieser Vorsatz auf sehr schwachen Füßen — ein gutes, herzliches Wort aus Ihrem Munde, ein wohlwollender Blick allein hätte ihn umzustoßen vermocht, denn nichts widerstrebt mir mehr, als ein scheues Verbergen meiner Handlungen. . . . Ein sündhafter Betrug aber war es nicht! Wer würde wohl die ersten Christengemeinden Betrüger nennen, weil sie in Zeiten der Verfolgung heimlich und gegen das Verbot zusammenkamen? — Auch ich mußte meine Seele retten!“ Sie schöpfte tief Athem, und ihre braunen Augen richteten sich mit einem energischen Ausdrucke auf das Gesicht der großen Frau. „Ich wäre in bodenlose Nacht versunken, ohne das Asyl und den Schutz, den ich in der Dachstube gefunden habe. . . . An den ewig zürnenden und strafenden Gott, zu welchem Sie beten, Madame Hellwig, der eine Hölle neben sich duldet, und welcher seine Kinder zum Bösen verführt, um

ſie zu prüfen und dann ſtrafen zu können, an dieſes unverſöhnliche höchſte Weſen konnte ich nicht glauben . . . Die Verſtorbene hat mich zu dem Einzigen hingeleitet, der ganz Liebe und Erbarmen, Weisheit und Allmacht iſt, und der allein herrſcht im Himmel und auf der Erde. . . Der Trieb zum Lernen, die Wißbegierde lag unbeſiegbar in meiner Kinderſeele — hätten Sie mich verhungern laſſen, Madame Hellwig, es wäre nicht ſo grauſam geweſen, als Ihr unermüdliches Beſtreben, meinen Geiſt zu knebeln, ja, ihn ſyſtematiſch zu tödten. . . Verhöhnt habe ich Sie nicht hinter Ihrem Rücken, denn nie iſt auch nur Ihr Name da droben über meine Lippen gekommen, aber Ihre Abſichten habe ich vereitelt — ich bin die Schülerin der alten Mamſell geweſen!“

„Hinaus!“ rief Frau Hellwig, ihrer nicht mehr mächtig, und zeigte nach der Thüre.

„Noch nicht, Tantchen!“ bat die Regierungsräthin dringend und erfaßte den ausgeſtreckten Arm der großen Frau. „Du wirſt doch einen ſo koſtbaren Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen laſſen! . . . Herr Rechtsanwalt, Sie haben vorhin Ihrer Pflicht als ‚leidenſchaftlicher Muſikfreund‘ vortrefflich genügt; hiermit erſuche ich Sie, mit demſelben Eifer zu inquiriren, wo die fehlenden Schmuck- und Silbergegenſtände ſtecken — hat

Eine die Hand dabei im Spiele gehabt, so ist es Jene dort!"

Der Rechtsanwalt näherte sich dem jungen Mädchen, das sich krampfhaft mit der Linken an die Thürbekleidung festhielt, er bot ihr mit einer Verbeugung den Arm und sagte freundlich ernst: „Wollen Sie mir erlauben, Sie in das Haus meiner Mutter zu führen?"

„Hier ist Ihr Platz!" klang es plötzlich laut und entschieden von den Lippen des bis dahin lautlos schweigenden Professors. Er stand hoch aufgerichtet neben Felicitas und hielt ihre Rechte fest in seiner Hand.

Der junge Frank wich unwillkürlich zurück — beide Männer maßen sich einen Augenblick schweigend; in dem seltsamen Blicke, den sie austauschten, lag durchaus nichts mehr von dem Gefühle ruhiger Freundschaft.

„Ah, bravo, zwei Ritter auf einmal, das ist ja ein reizendes Bild!" rief die Regierungsräthin auflachend — eine Tasse flog zerschmetternd auf den Boden; in jedem anderen Augenblicke würde Frau Hellwig diese „Unachtsamkeit" der jungen Wittwe bitter gerügt haben, aber jetzt stand sie bewegungslos vor Grimm und Ueberraschung.

„Es scheint, ich komme heute oft in den Fall, an die Vergangenheit appelliren zu müssen," unterbrach der

Rechtsanwalt, bitter gereizt, die momentane Stille. „Du wirst Dich erinnern, Johannes, daß Du Dich Deiner Autorität mir gegenüber vollständig entäußert und mich zu dem jetzigen Schritte ermächtigt hast?“

„Ich leugne nicht ein Jota davon,“ antwortete der Professor kalt. „Wünschest Du eine bündige Erklärung für diese meine Inconsequenz, so stehe ich Dir jederzeit zu Diensten — nur hier nicht.“

Er zog Felicitas von der Schwelle fort und trat mit ihr in den Garten.

„Gehen Sie jetzt in die Stadt zurück, Felicitas,“ sagte er, und seine einst so eisig kalten, stahlgrauen Augen ruhten mit unbeschreiblicher Innigkeit auf dem Gesichte des jungen Mädchens. „Das soll Ihr letzter Kampf gewesen sein, arme kleine Fee! . . . Nur noch eine einzige Nacht sollen Sie unter dem Dache meiner Mutter zubringen — von morgen ab beginnt ein neues Leben für Sie!“

Er zog ihre Hand, die er noch festhielt, wie unbewußt näher an sich heran, dann ließ er sie fallen und trat in das Haus zurück.

24.

Felicitas verließ mit geflügelten Schritten den Garten — der Professor irrte sich, nicht einmal der Abend, geschweige denn die Nacht sollte sie noch im alten Kaufmannshause finden. . . Jetzt war der Moment gekommen, wo sie in Tante Cordula's Zimmer dringen konnte. In der Allee begegnete ihr die alte Köchin, die das Abendbrod in den Garten trug — es war mithin Niemand zu Hause als Heinrich. . . . Wie das sauste und brauste durch die alten, knorrigen Linden! Der Wind trieb das junge Mädchen unwiderstehlich vorwärts — das war auf dem ebenen, festen Boden unter dem Schutze dichter Baumkronen; was aber stand ihr für ein Gang bevor hoch droben in den brausenden Lüften, über abschüssige Dächer hinweg!

Heinrich öffnete ihr die Hausthüre. Felicitas glitt athemlos an ihm vorüber, trat in die Gesindestube und nahm den Dachkammerschlüssel von der Wand.

„Nun, was soll's denn werden, Fee'chen?" fragte der Alte verwundert.

„Ich will Dir Deine Ehre und mir die Freiheit wieder holen! Sei hübsch wachsam unterdeß, Heinrich!" rief sie zurück und sprang die Treppe hinauf.

„Du wirst doch keinen dummen Streich machen? Heda, Fee'chen, 's ist doch nichts Gefährliches!“ rief er ihr nach; aber sie hörte nicht mehr. Er mußte unten auf seinem Posten bleiben und schritt aufgeregt in der Hausflur auf und ab.

Ueber Felicitas' Haupte zog es bald seufzend, bald in lang gezogenen, leise pfeifenden Tönen hin, als sie den Corridor unter dem Dache betrat. Das Sparrwerk knarrte, und durch die Oeffnungen der sonnenerhitzten Hohlziegel fuhr stoßweise der schwüle, heiße Athem des Gewitterwindes. In diesem Augenblicke hing eine grau und weiß gemischte Hagelwolke über dem Dächerquadrat, ein fahlgelbes Licht zuckte schräg auf den blumenbedeckten First, es glitzerte wie ein falscher Blick in den Glasscheiben der Vorbauthüre, über welche sich losgerissene Ranken des Epheu und der Capuzinerkresse haltlos bäumten, und beleuchtete grell das aufgepeitschte Blättergewirr des wilden Weines.

Als das junge Mädchen den Kopf aus dem Dachfenster steckte, fuhr ihr ein heftiger Windstoß über das Gesicht; er raubte ihr den Athem und zwang sie, augenblicklich zurückzuweichen — sie ließ den Unhold vorüber brausen, dann aber schwang sie sich hinaus. . . . Wem es vergönnt gewesen wäre, dies schöne, bleiche Gesicht

mit den feſt auf einander gepreßten Lippen und dem düſter entſchloſſenen Ausdrucke aus dem dunklen Dachfenſter auftauchen zu ſehen, der hätte erkennen müſſen, daß das Mädchen einer entſetzlichen Gefahr ſich vollkommen bewußt, und daß es bereit ſei, ſelbſt den Tod zu erleiden, um ſeiner Miſſion willen! . . . Welch' ein wunderbares Gemiſch war doch dieſe junge Seele! Ueber einem heißen Herzen, das ſo glühend haſſen konnte, ein ſo kühler, beſonnener Kopf!

Sie lief leichten Fußes über die knirſchenden Ziegel, und nicht einen Moment dunkelte es vor dieſen klaren Augen; ihr brauſender Feind aber gönnte ſich nicht viel Zeit zum Ausſchnaufen — ein greller Pfiff, und er kam wieder daher mit niederſtürzender Wucht. Die Vorbauthüre flog klirrend auf, Blumentöpfe ſtürzten zerſchmetternd auf den Fußboden der Galerie, und die uralten Sparren ächzten und zitterten unter Felicitas' Füßen. Sie ſtand noch auf dem Nachbardache, aber ihre Hände umklammerten das Galeriegeländer, das ſie in demſelben Augenblicke erreicht hatte.

Wohl riß ihr der Sturm das Haar aus einander und peitſchte die gewaltigen Strähne', als ſollten ſie in alle Lüfte zerſtreut werden, allein ſie ſelbſt ſtand feſt. Nach einem Momente geduldigen Ausharrens konnte ſie

ſich über das Geländer ſchwingen, und gleich darauf trat ſie in den Vorbau. . . . Hinter ihr brauſte und tobte es weiter — ſie hörte es nicht mehr, ſie dachte auch nicht an den todbringenden Rückweg — die gefalteten Hände ſchlaff niederhängend, ſtand ſie in dem kühlen, epheuumſponnenen Raume — ſie ſah ihn zum letzten Male. . . . Die ſtillen, ſchneeweißen Geſichter an den Wänden ſchauten wohlbekannt und doch auch wieder ſo verwundert fremdartig hernieder — einſt hatten ſie dieſen Raum beſeelt, denn ihre lebendigen Gedanken wurden heraufbeſchworen und umflatterten die kalten Stirnen, jetzt waren ſie nur noch ein Schmuck, eine Decoration der Wände, ſie ſtarrten ebenſo gleichgültig auf die jugendſtrahlende Geſtalt der coquetten Regierungsräthin, wie auf das blaſſe Mädchengeſicht, das ſich thränenüberſtrömt zu ihnen emporhob.

Im Uebrigen erſchien das Zimmer ſo traut und wohnlich, wie zu Tante Cordula's Lebzeiten. Kein Stäubchen lag auf dem ſpiegelglatten Mahagonideckel des Flügels, der Epheu ſtreckte, als Zeichen, daß es ihm wohlgehe, zahlloſe junge hellgrüne Triebe aus der dunklen Blätterwand, und in der einen Fenſterniſche ſtanden ſorgſam gepflegt der prachtvolle Gummibaum und die Palme, zwei Lieblinge der alten Mamſell. Aber

die andere Fensterecke war verändert, das zierliche Nähtischchen stand nicht mehr dort — der Professor hatte sich die Nische als Studierwinkel eingerichtet.

Ueber Felicitas' Gesicht ergoß sich eine brennende Schamröthe. . . . Also sie stand doch wie ein Dieb in seinem Zimmer! Wer weiß, was dort auf dem Schreibtische für Briefe und Papiere lagen, auf die kein fremder Blick fallen durfte! er hatte sie sorglos, ohne Arg, offen liegen lassen, denn er trug ja den Zimmerschlüssel in der Tasche — das junge Mädchen flog wie gejagt nach dem Glasschranke.

Auf der Seitenwand des alten Meubles, inmitten einer geschnitzten, seltsam verschnörkten Arabeske befand sich ein feiner, für ein uneingeweihtes Auge kaum erkennbarer Metallstift. Felicitas berührte ihn mit festem Drucke, und die Thüre des Geheimfaches sprang auf. Da standen und lagen die vermißten Kostbarkeiten in wohlbekannter Ordnung! Die weitgebauchten silbernen Kaffee- und Milchkannen, die mit seidenen Bändern zusammengebundenen, schweren Löffelpaquete, die altmodischen Etuis mit dem Brillantschmucke, alle diese Dinge befanden sich genau auf demselben Platze, den sie seit vielen Jahren im tiefen Dunkel der Verborgenheit eingenommen hatten . . . und dort in der Ecke stand die Schachtel

mit dem Armringe, daneben aber — der kleine, graue Kasten in schräger Stellung, wie ihn die alte Mamsell vor wenigen Wochen hastig hingeschoben — sie hatte ihn offenbar nicht wieder berührt.

Felicitas nahm ihn mit bebenden Händen heraus — er war nicht leicht — sterben sollte sein Inhalt, aber auf welche Weise? Wie war er beschaffen?

Sie hob vorsichtig den Deckel — ein plump gearbeitetes, in Leder gebundenes Buch lag darin — die starren Blätter klafften auseinander, und der Einbanddeckel hatte sich im Laufe der Zeit aufwärts gekrümmt. Ein scheuer Blick belehrte das junge Mädchen, daß dies grobe Papier da drinnen nicht bedruckt, sondern vollgeschrieben sei.

Tante Cordula, da ruhten zwei Augen auf Deinem Geheimnisse — zwei Augen, in denen Du unzählige Male treue, kindliche Liebe und Hingebung gelesen hast, und ein junges Herz, das nie an Dir gezweifelt, steht heftig klopfend vor dem Räthsel Deines Lebens! Es ist von Deiner Schuldlosigkeit so unerschütterlich fest überzeugt, wie von dem Dasein der leuchtenden Sonne, aber es will wissen, wofür Du littest; es will die Größe Deines lebenslänglichen Opfers in seinem ganzen Umfang ermessen können. . . . Dein Geheimniß soll sterben; diese-

Blätter werden zu Asche zerstieben, und der Mund, der schon in zarter Kindheit unverbrüchlich zu schweigen verstand, wird es so fest verschließen wie der Deine!

Die zitternden Finger des jungen Mädchens schlugen den Deckel zurück. „Joseph von Hirschsprung, Studiosus philosophiae", stand in kräftigen Zügen auf dem ersten Blatte. . . Es war das Tagebuch des Studenten, des adeligen Schustersohnes, um dessen willen Tante Cordula ihren Vater buchstäblich zu Tode geärgert haben sollte. Der Schreiber hatte stets nur die erste Seite eines jeden Blattes beschrieben und die Rückseite desselben, ohne Zweifel zu Anmerkungen, freigelassen. Diese Blattseiten aber zeigten in dicht gedrängten Reihen die feinen, zierlichen Schriftzüge der alten Mamsell.

Felicitas las den Anfang. Tiefe, originelle Gedanken, mit einer seltenen Kraft und Knappheit zum Ausdrucke gebracht, fesselten sofort das flüchtige Auge und zwangen zum Nachdenken. Es mußte ein wunderbarer Mensch gewesen sein, dieser junge Schustersohn, mit der Phantasie voll grandioser Bilder, mit dem tiefeinschneidenden Urtheile und dem feurigen Herzen voll leidenschaftlicher Liebe! . . . Und darum hatte ihn auch Cordula, die Tochter des gestrengen Kauf- und Handelsherrn, geliebt bis in den Tod. Sie schrieb:

„Du ſchloſſeſt die Augen für ewig, Joſeph, und haſt nicht geſehen, wie ich vor Deinem Lager kniete und mir die Hände wund rang im Gebete zu Gott, daß er Dich mir erhalten ſolle. Du riefſt meinen Namen in der Wuth des Fiebers unaufhörlich mit dem ſüßen Schmeichellaute der Liebe, aber auch in zürnenden Tönen eines tiefverwundeten Herzens, mit dem Aufſchrei einer wilden Rache, und wenn ich zu Dir ſprach, da ſtarrteſt Du mich fremd an und ſtießeſt meine Hand zurück.

„Du biſt von hinnen gegangen in dem Wahne, daß ich meinen Schwur gebrochen habe — und als Alles vorüber war, und ſie Dich hinweggenommen hatten von Deinem Schmerzenslager, da fand ich dies Buch unter Deinem Kopfkiſſen. Es ſagte mir, wie ich geliebt worden bin; aber Du haſt auch an mir gezweifelt, Joſeph!... Nur noch auf einen einzigen bewußten Blick wartete ich in Todesangſt — er hätte Dich überzeugen müſſen, daß ich ſchuldlos war, und mein troſtloſes Geſchick hätte ſeinen ſchärfſten Stachel verloren — vergebens! ... Ein Auseinandergehen für immer, ohne Verſöhnung zwiſchen den ſcheidenden Seelen — es giebt keine größere Seelenmarter! Und wenn ich die ſchwerſten Verbrechen begangen hätte, ich könnte nicht grauſamer geſtraft werden, als mit dieſem Herzen, das Tag und Nacht auf-

ſchreit und mich ruhelos umherjagt, wie den flüchtigen Kain!

„Dein großer Geiſt ſtürmt jetzt weiter auf ungemeſſenen Bahnen, ich aber wandere noch über die arme, kleine Erde und weiß nicht, ob Dir ein Zurückblicken möglich. . . Ich darf mit Niemand über meine inneren Stürme ſprechen, und ich will auch nicht; denn wo wäre ein Menſch, der meinen Verluſt begriffe? Es hat Dich Keiner gekannt, als ich! . . . Aber einmal muß es noch ausgeſprochen werden, wie Alles kam. In dieſem Buche haſt Du Deine Gedanken niedergelegt; allein ſo kühn und gewaltig ſie ſind, nebenher geht ein ſüß erquickender Hauch tiefer, unſterblicher Liebe, Deiner Liebe zu mir, Joſeph. Das Alles ſpricht zu mir, wie mit lebendigem Athem und Deiner ſympathiſchen Stimme . . . ich will Dir antworten, hier auf denſelben Blättern, wo Deine Hand geruht hat, und will denken, Du ſteheſt neben mir, und Deine tiefen Augen verfolgten die Feder, wie ſie Zug um Zug hinzeichnet, bis das Räthſel gelöſt vor Dir liegt!

„Weißt Du noch, wie die kleine Cordula Hellwig ihr weißes Lieblingshuhn, das der Jagdhund verſcheucht hatte, auf dem Hausboden ſuchte? Es war dunkel da droben, aber durch eine Bretterritze flog es golden, und

die Sonnenstäubchen spielten zu Milliarden in der Lichtsäule. Das kleine Mädchen lugte durch die Ritze. Da drüben hatte Nachbar Hirschsprung eben die Frucht seines einzigen Ackers eingeheimst, und hoch auf den gelben Garben saß der wilde, schwarze Joseph und schaute durch die Dachluke.

„Such' mich doch!' rief das Kind durch die Spalte. Der Knabe sprang herab und sah sich trotzig um. ‚Such' mich doch!' klang es wieder. Da geschah ein Krach, und eines der Bretter, hinter welchen die kleine Cordula steckte, fiel polternd herein auf den Dachboden des vornehmen Nachbarhauses. . . Ja, so warst Du, Joseph! und ich weiß, Du würdest späterhin genug der unwürdigen Schranken in der Menschenwelt und manches mühsam erbaute falsche System genau so zertreten haben, wie das Brett, hinter welchem Du geneckt wurdest.

„Ich weinte bitterlich vor Schreck, und da warst Du plötzlich ganz sanft und unsäglich gut und führtest mich hinunter in das enge, räucherige Schusterstübchen... Die Bretterwand wurde wieder hergestellt; seit der Zeit aber wanderte ich täglich über die Straße und besuchte Dich. . . Ach, was waren das für Winternachmittage! Draußen stöberte und stürmte es um die Wette! der Rosmarinstock auf dem Fenstersimse zitterte bei jedem

Windstoße, der an den runden, bleigefaßten Scheiben vorüberbrauste, und der sonst so beherzte Stieglitz klammerte sich an die innere Wand seines Bauers. Auf dem riesigen Kachelofen brodelte der Kaffeetopf; Deine ehrbare Mutter saß am schnurrenden Spinnrade und spann Hanf, und der Vater hämmerte tapfer auf seinem Schemel und verdiente das tägliche Brod.

„Ich sehe noch sein edles, melancholisches Gesicht vor mir, wenn er erzählte von vergangenen Zeiten. Da waren die Hirschsprungs ein gewaltiges, berühmtes Geschlecht gewesen, ein tapferes Hünengeschlecht von riesiger Körperkraft! Welch' eine unabsehbare Reihe von Heldenthaten hatte ihr starker Arm ausgeführt! Aber mir graute vor den Strömen edlen Menschenblutes, das sie vergossen — ich hörte viel lieber die Geschichte von dem Ritter, der sein junges Weib so herzlich und treu geliebt hatte. Er ließ zwei Armringe machen, und auf jedem stand die Hälfte eines Liebesverses eingegraben; den einen Ring trug er, den anderen sein trautes Gemahl. . . Und als er in der Schlacht todeswund zu Boden stürzte, da kam ein räuberischer Kriegsknecht und wollte ihm das kostbare Liebeszeichen entreißen; aber der Sterbende preßte krampfhaft seine Linke auf das Kleinod — er ließ sich die Hand verstümmeln und zer-

hauen, bis ſein Knappe zu Hülfe eilte und den Räuber niederſchlug. . . Die Armringe wurden in der Familie als Reliquien aufbewahrt, bis — ja bis die Schweden kamen . . . Wie haßteſt Du damals dieſe Schweden, Joſeph! Sie ſollten ja ſchuld ſein an dem Untergange Derer von Hirſchſprung . . . Das war eine tieftraurige Geſchichte, und ich mochte ſie ſchon um deshalb nicht hören, als Dein Vater jedesmal ſagte: ‚Siehſt Du, Joſeph, wenn das Unglück nicht geſchehen wäre, da könnteſt Du ſtudiren und ein großer Mann werden — ſo aber bleibt Dir nichts als der Schuſterſchemel.‘ Ach, dieſe Geſchichte hatte noch eine ganz andere Kehrſeite, als der ehrliche Schuſter meinte! . . .

„Die Hirſchſprungs waren gut papiſtiſch geblieben, als auch das ganze Land ringsum abfiel und ſich zu der neuen lutheriſchen Lehre bekehrte. Sie lebten von da an ſtreng zurückgezogen um ihres Glaubens willen, aber dem alten Adrian von Hirſchſprung genügte das nicht, denn er war ein wilder Fanatiker, der lieber Haus und Hof und die alte Thüringer Heimath verlaſſen, als unter Ketzern leben wollte. Er hatte ſein Beſitzthum, bis auf das Haus am Markte, um baare ſechzigtauſend Thaler in Gold verkauft, und ſeine zwei Söhne ritten eines Tags davon, um in gut katho-

lischen Landen eine neue Heimath zu suchen. . . Da geschah es, daß der Schwedenkönig, Gustav Adolph, mit einundzwanzigtausend Mann Kriegsvolk durch das Thüringer Land zog. Er rastete auch einen Tag in dem kleinen Städchen X. — das war am 22. October 1632 — und seine Leute besetzten die Häuser. Auch das Ritterhaus am Marktplatze steckte voll schwedischer Reiter, und das mußte den alten Adrian mit Wuth und Ingrimm erfüllt haben. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihm und den Soldaten, die halbtrunken im Hofe Wein zechten, und da geschah das Schreckliche — ein Kriegsknecht stieß dem alten, finsteren Eiferer das Schwert mitten durch die Brust; er stürzte mit ausgebreiteten Armen rücklings auf das Steinpflaster und verschied, ohne einen Laut, auf der Stelle. Die wüthenden Schweden aber zerschlugen alles im Hause, was nicht niet- und nagelfest war, und als die Söhne zurückkamen, da lag der alte Adrian längst unter den Steinfließen der Liebfrauenkirche, und sie suchten vergebens nach ihrem Erbe. Die sechszigtausend baaren Thaler hatten die Schweden fortgeschleppt, Kisten und Kästen standen leer, ihr Inhalt lag zerfetzt und zerstampft am Boden, und die Familienpapiere waren in alle Winde zerstreut, nicht ein Blättchen ließ sich mehr

auffinden. . . So erzählte Dein Vater Joſeph! Darauf kam das Haus um einen armſeligen Preis in die Hände des Bürgers Hellwig. Die zwei Söhne des Adrian theilten den Erlös; Lutz, der Aeltere, zog von dannen, und es hat nie wieder etwas von ihm verlautet, die andere Linie aber hing das Ritterſchwert an den Nagel, und die Nachkommen Derer, die gegen die Saracenen gekämpft, die einſt wohlgelitten waren an Kaiſerhöfen um ihrer Tapferkeit und adeligen Sitten willen, ſie griffen zu Hobel und Pfrieme.

„Du aber nicht, Joſeph! Wie die prächtigen Locken über Deiner Stirn ſich eigenwillig ringelten und aufbäumten, ſo ſchweifte Dein Geiſt weit ab von der engen Lebensbahn Deiner letzten Vorfahren; Du gingſt Deinen eigenen Weg, ob Du auch wußteſt, daß er dornenvoll und ſteinig war, daß Mangel und Entbehrungen an Deiner Seite ſchreiten mußten; Du ſahſt nur das Ziel, das hohe, leuchtende Ziel, und ſo viel Heldenmuth endete ſchmählich in einer Dachkammer! Der Geiſt entfloh, weil der Körper hungerte! . . . Allmächtiger, eine Deiner herrlichſten Schöpfungen ging unter aus Mangel an Brod!

„Wer hätte an dies ſpurloſe Verlöſchen Deines Daſeins gedacht, wenn Du mit überzeugender Gewalt Deine

neuen, kühnen, urſprünglichen Ideen entwickelteſt? Oder wenn Du am Claviere ſaßeſt, und die wundervollen Harmonien unter deinen Fingern emporquollen? . . . Es war ein armes, kleines Spinnet, das in einer dunklen Ecke deiner elterlichen Stube ſtand; ſeine Töne klangen ſtumpf und rauh, aber dein Genius beſeelte ſie, ſie erbrauſten in Sturm und Gewitter und malten den lachenden Himmel über einer ſtrahlenden Welt. . . Weißt Du noch, wie Dein guter Vater Dich belohnte, wenn er zufrieden mit Dir war? Da ſchloß er mit feierlicher Geberde eine kleine, uralte Spinde auf und legte Dir ein Notenheft auf das Pult — es war die Operette von Johann Sebaſtian Bach; ſein Großvater hatte ſie von dem Componiſten ſelbſt erhalten, und ſie wurde wie ein Heiligthum in der Familie aufbewahrt. . . Sie fanden nicht einen Pfennig Geldes, nicht einen Biſſen Brod bei Dir, als Du heimgegangen wareſt, aber das Bach'ſche Opernmanuſcript, deſſen materiellen Werth Du wohl kannteſt, lag unangerührt, unter meiner Adreſſe, auf dem Tiſche.

„Da drüben auf der Seite, genau auf der Stelle, wo ich jetzt ſchreibe, da ſteht: ‚Meine ſüße, goldlockige Cordula kam herüber im weißen Kleide,' das war an meinem Confirmationstage, Joſeph! Meine ſtrenge

Mutter hatte mir gesagt, es geschehe zum letzten Male, von nun an sei ich die erwachsene Tochter des Kauf- und Handelsherrn, und mein Verkehr mit der Schusterfamilie schicke sich nicht mehr. . . Deine Eltern waren nicht in der Stube, und ich theilte Dir das Verbot mit. . . Wie wurde Dein Gesicht bleich unter den kohlschwarzen Locken! ‚Nun, so gehe doch!‘ sagtest Du trotzig und stampftest mit dem Fuße auf, aber Deine Stimme brach, und in den zornigen Augen funkelten Thränen. Ich ging nicht; unsere zitternden Hände schlangen sich plötzlich wie unbewußt und unauflöslich in einander, das war der Uranfang unserer seligen Liebe!

„Ich sollte das je vergessen haben und, nachdem ich Jahre lang meinen zürnenden und bittenden Eltern widerstanden, plötzlich aus eigenem Antriebe meineidig geworden sein? Sie schalten Dich einen Hungerleider, einen mißachteten Schustersohn, der brodlose Künste treibe; sie drohten mit Fluch und Enterbung — ich blieb standhaft, wie leicht war das damals, Du standest ja neben mir! Aber als Deine Eltern starben, und Du fort gingst nach Leipzig, da kam eine furchtbare Zeit! . . . Da erschien eines Tages eine hohe, schlanke Männergestalt im Hause meines Vaters, und auf dieser Gestalt saß ein Kopf mit fahlen Wangen, an denen dürf-

tiges dunkles Haar lang und glatt niederhing, und den Mund umzogen unheimliche, ſchlaffe Linien. . . Es giebt einen Seherblick, Joſeph, und das iſt der Inſtinct in einer reinen Menſchenbruſt . . . ich wußte ſofort, das mit jenem Menſchen das Unheil über unſere Schwelle geſchritten war. Mein Vater dachte anders über dieſen Paul Hellwig. Er war ja ein naher Anverwandter, der Sohn eines Mannes, der ſein Glück draußen in der Welt gemacht hatte und einen anſehnlichen Poſten bekleidete. Da war der Beſuch des jungen Vetters eine Ehre für das Haus. Und wie dieſe hohe Geſtalt ſich demuthsvoll bücken konnte, wie das ſüß und ſalbungsvoll von den Lippen floß!

„Du weißt, daß der Elende es wagte, mir von Liebe zu ſprechen, Du weißt auch, daß ich ihn heftig und empört zurückwies; er war erbärmlich und ehrlos genug, die Hülfe meines Vaters anzurufen; der wünſchte lebhaft dieſe Verbindung, und nun begannen entſetzliche Tage für mich! . . . Deine Briefe blieben aus, mein Vater hatte ſie unterſchlagen, ich fand ſie nebſt den meinigen in ſeinem Nachlaſſe. Ich wurde wie eine Gefangene behandelt, aber es konnte mich doch Niemand zwingen, im Zimmer zu bleiben, ſobald der Verhaßte eintrat. . . Dann floh ich wie gehetzt durch das Haus, und die

Geiſter Deiner Ahnen beſchützten mich, Joſeph. Ich fand Schlupfwinkel genug, wo ich vor meinem Verfolger ſicher war.

„Ob es wohl auch der geheimnißvolle Finger einer unſichtbaren Ahnfrau geweſen iſt, der eines Tages meinen Blick auf das Goldſtück zu meinen Füßen lenkte? . . .

„Eine Mauer im Geflügelhofe hatte ſich geſenkt, und Nachmittags waren Arbeiter dageweſen und hatten den ſchadhaften Theil niedergeriſſen. Ich ſaß ſtill auf dem Trümmerwerke und dachte an die Zeit, wo man dieſe Steine auf einander gethürmt hatte — und da lag plötzlich das Goldſtück vor mir im Graſe; es war nicht das einzige, auch zwiſchen den Mörtelbrocken ſchimmerte es golden. Ohne Zweifel war ein beträchtliches Mauerſtück nachgeſtürzt, als die Arbeiter den Hof bereits verlaſſen hatten, denn es lag Alles wild und zerklüftet durch einander, und zwiſchen den Bruchſtücken hervor guckte die ſcharfe Ecke einer hölzernen Truhe — ſie war zum Theil geborſten, dieſer Spalt erſchien förmlich geſpickt mit dem geränderten Golde.

„Joſeph, ich hatte den Fingerzeig Deiner Ahnmutter nicht begriffen — ich holte meinen Vater, und der Verhaßte kam auch mit. Sie hoben mühelos den Kaſten aus den Trümmern und ſchloſſen ihn auf mit

dem gewaltigen Schlüssel, der noch im Schlosse steckte. . .

„Die Schweden waren es nicht gewesen, Joseph! . . Da lagen wohlbehalten die zwei Armringe, da lagen die sechzigtausend Thaler in Gold und die vergilbten Pergamente und Papiere Derer von Hirschsprung! Der alte Adrian hatte Alles hierher gerettet vor den heranziehenden Schweden! . . . Ich war wie trunken vor Glück. ‚Vater‘, jubelte ich auf, ‚nun ist der Joseph kein Hungerleider mehr!‘

„Ich sehe ihn noch, wie er dastand! Du weißt, er hatte ein ernstes, strenges Gesicht, das heitere Wort erstarb Einem auf den Lippen, wenn man in diese wandellosen Züge sah, aber seine ganze Erscheinung trug das Gepräge einer unerschütterlichen Rechtschaffenheit — er war der geachtetste Mann in der Stadt. Jetzt stand er vorwärts gebeugt da, und seine Hände wühlten in dem Golde. Was war das für ein eigenthümlicher Blick, der aus dem kalten Auge auf mich fiel! ‚Der Schusterjunge?‘ wiederholte er, ‚was hat der damit zu schaffen?‘

„‚Nun, das ist sein Erbe, Vater!“ Ich hatte das Testament des alten Adrian in der Hand und deutete auf den Namen ‚Hirschsprung‘.

„O, wie entſetzlich veränderte ſich plötzlich dies ſonſt ſo unbewegliche Geſicht!

„‚Biſt Du wahnſinnig?‘ ſchrie er auf und ſchüttelte mich heftig am Arme. ‚Dies Haus gehört mir mit Allem, was es enthält, und ich will Den ſehen, der mir auch nur einen Pfennig Werth von meinem Grund und Boden wegholt!‘

„‚Sie ſind vollkommen in ihrem Rechte, lieber Vetter‘, beſtätigte Paul Hellwig mit ſeiner ſanfteſten Stimme. ‚Aber vordem hat das Haus, mit Allem, was es enthalten, meinem Großvater gehört.‘

„‚Schon gut, Paul, ich leugne Deinen Anſpruch nicht!‘ ſagte mein Vater. . . Sie trugen den Kaſten vor in das Haus. Niemand wußte um den Raub, als ich und der letzte Abendſonnenſtrahl, der neugierig über das funkelnde Gold hingeglitten war. Er erloſch, um drüben neu aufzugehn und vielleicht auf ein glückſeliges Menſchenangeſicht zu fallen; ich aber irrte umher und ſah Nacht und Fluch und Verbrechen, wohin ich blickte!

„Noch an demſelben Abend hörte ich, wie Paul Hellwig zwanzigtauſend Thaler und einen der Armringe beanſpruchte und erhielt. . .

„Weißt Du nun, was ich litt, während Du mich für treulos, falſch und leichtſinnig hielteſt? Ich ſtand

allein meinen zwei Peinigern gegenüber — meine ſtrenge, aber rechtſchaffene Mutter war todt, und mein einziger Bruder in fernen Landen . . . Es handelte ſich nicht allein mehr um meine Liebe zu Dir — ich ſollte auch ſchweigen, unverbrüchlich ſchweigen vor Dir und der Welt, und dazu verſtand ich mich nun und nimmer! . . Hat nie Dein Herz bang und ahnungsvoll geklopft in jenen unſeligen Momenten, wo ich meinem zürnenden Vater unerſchütterlich feſt gegenüber ſtand, wo er die Hand hob, um ‚die ſtarrſinnige entartete Tochter‘ zu Boden zu ſchleudern? . . .

„Ich hatte das Teſtament des alten Adrian zurückbehalten — das wußten ſie nicht, und als eines Abends Paul Hellwig höhniſch fragte, womit ich denn eigentlich den Fund beweiſen wolle, da wies ich auf dies Papier hin — und da kam das furchtbare Ende! Mein Vater hatte Nachmittags einer großen Gaſterei beigewohnt. ſein Geſicht war ſtark geröthet, er hatte offenbar viel Wein getrunken. Bei meiner Erklärung ſtürzte er auf mich zu, ſchüttelte mich mit ſeinen gewaltigen Händen, daß ich aufſchrie vor Schmerz, und fragte knirſchend, ob mir denn ſeine Ehre und ſein Anſehen nicht einen Pfifferling werth ſeien. Noch hatte er das letzte Wort nicht ausgeſprochen, als er mich zurückſtieß — ſein Ge-

ſicht wurde dunkelbraun, er fuhr mit beiden Händen nach dem Halſe und brach plötzlich wie niedergeſchmettert vor mir zuſammen — der große, ſtattliche Mann! . . . Er athmete noch, als wir ihn aufhoben, ja er hatte ſogar Bewußtſein, denn ſein Blick ruhte unverwandt mit einem furchtbaren Ausdrucke auf meinem Geſichte, und — da brach mein Widerſtand, Joſeph! Als der Arzt für einen Augenblick das Zimmer verlaſſen hatte, da zog ich das Papier hervor und hielt es an die Flamme des Lichtes. Ich konnte meinen Vater nicht anſehen, aber ich gelobte ihm mit weggewandtem Geſichte, daß ich ſchweigen wolle für immer, daß mit meinem Willen kein Flecken auf ſeine Ehre fallen ſolle. . . Wie lächelte Paul Hellwig teufliſch bei dieſem Schwure! . . . O Joſeph, das that ich! Ich ſicherte meiner Familie das Dir geſtohlene Erbe, in dem Augenblicke, wo Dich der Mangel auf das Sterbebett warf!“

25.

Felicitas ſchlug erſchöpft das Buch zu — ſie konnte nicht weiter leſen. Draußen pfiff und tobte es an den Fenſtern vorüber, daß ſie klangen und klirrten — was

war dies Brausen gegen die Stürme in der Menschenbrust, von denen das Buch erzählte!

Tante Cordula, Du bist gemartert und gekreuzigt worden! Die in dem gestohlenen Gute schwelgten, sie stellten sich auf den hohen Standpunkt angestammter Familientugend und Rechtschaffenheit; Sie verstießen Dich als eine Entartete, und die blinde Welt bestätigte diesen Urtheilsspruch. Hoch droben in den Lüften standest Du, verfehmt und verlästert, und hinter den festgeschlossenen Lippen ruhte Dein Geheimniß! Du riefst nicht Wehe über die Blinden da drunten — sie aßen gar oft Dein Brod und erfaßten unbewußt Deine rettende Hand in Noth und Elend. Dein starker Geist erbaute sich seine eigene Welt, und das stille, versöhnliche Lächeln, das im Alter Deine Züge verschönte, war der Sieg einer erhabenen Seele!

Welch' ein Unding ist die öffentliche Meinung! Die Welt hat nichts Haltloseres, und doch darf sie tief und bestimmt eingreifen in das Schicksal der Einzelnen! Leiden nicht Familien noch nach Jahren für ein einziges Glied, das die öffentliche Stimme gerichtet und verfehmt hat, und giebt es nicht Geschlechter, die den Nimbus angestammter Tugend und Ehrbarkeit mühelos tragen, blos weil ihr Name dem Volksmunde als „gut" geläufig

ist? Wie viel unbestrafte Schurkerei hat die öffentliche Meinung auf dem Gewissen, und wie oft weint das stille Verdienst unter ihren blinden Fußstößen!

Die Familie Hellwig gehörte auch zu jenen Unantastbaren. Wenn einer gewagt hätte, den Finger aufzuheben gegen die stattlichste und stolzeste Erscheinung unter den Oelbildern der Erkerstube und zu sagen: „Das ist ein Dieb!“ — er wäre gesteinigt worden vom großen Haufen. Und doch hatte er den armen Schusterssohn um sein Erbe betrogen; er war gestorben, der Ehrenmann, mit dem Diebstahle auf dem Gewissen, und seine Nachkommen waren stolz auf den „sauer und redlich erworbenen“ Reichthum des alten Handlungshauses. . . Wenn Er das wüßte, wenn er einen Blick in dies Buch werfen könnte, er, der sein eigenes Wünschen derartigen „geheiligten“ Traditionen unterwarf, der so lange den Satz festgehalten hatte, nach welchem Tugend und Laster, hoher Sinn und Gemeinheit sich an die Familie und deren Stellung, nicht aber an das einzelne Individuum knüpfen sollten! . . .

Felicitas streckte unwillkürlich die Rechte mit dem Buche wie triumphirend in die Höhe, und ihre Augen funkelten. . . Was hinderte sie, diesen kleinen, grauen Kasten mit seinem furchtbaren Inhalte dort auf dem

Schreibtiſche liegen zu laſſen? . . . Dann kommt er herein und ſetzt ſich arglos in die traute, epheuumhangene Niſche. Die wuchtige Stirne voll tiefer Gedanken nimmt er die Feder auf, um an dem dort liegenden Manuſcripte weiter zu arbeiten. . . Da ſteht das kleine unbekannte Etwas vor ihm — er hebt den Deckel auf, nimmt das Buch heraus und lieſt — und lieſt, bis er todtenbleich zurückſinkt, bis die ſtahlgrauen Augen erlöſchen unter der Wucht einer ſchreckensvollen Entdeckung. . . Dann iſt ſein ſtolzes Bewußtſein lebenslänglich geknickt. Er trägt im Verborgenen die Laſt der Schande. . . Will er die Annehmlichkeiten ſeines reichen Erbes genießen — es ſind geſtohlene Freuden; lieſt er ſeinen ſo geprieſenen Namen — es ruht ein häßlicher Flecken darauf . . . er iſt innerlich gebrochen, gemordet für alle Zeiten, der ſtolze Mann! . . .

Buch und Kaſten fielen ſchallend zur Erde, und ein heißer Thränenſtrom ſtürzte aus Felicitas' Augen. . . . „Nein, tauſendmal lieber ſterben, als ihm dies Leid anthun!“ . . . War der Mund, der dieſe Worte bebend herausſtieß, derſelbe, welcher einſt hier, zwiſchen dieſen vier Wänden geſagt hatte: „Ich würde es nicht beklagen, wenn ihm ein Leid widerführe, und wenn ich ihm zu einem Glücke verhelfen könnte, ich würde keinen

Finger bewegen?“ War das wirklich noch der alte, wilde Haß, der sie weinen machte, der ihr Herz mit unsäglichem Weh erfüllte bei dem Gedanken, er könne leiden? War es Abscheu, das süße Gefühl, mit welchem sie plötzlich seine kraftvolle männliche Gestalt vor sich heraufbeschwor, und hatte die glückselige Genugthuung, daß sie berufen sei, die Hände schützend über seinem Haupte zu halten, ihn vor einer niederschmetternden Erfahrung zu bewahren, noch etwas gemein mit dem häßlichen Gefühle der Rache? . . . Haß, Abscheu und Rachedurst — sie waren spurlos verlöscht in ihrer Seele! . . Wehe, sie hatte ihr Steuer verloren! . . . Sie taumelte zurück und schlug die Hände vor das Gesicht — der geheimnißvolle Zwiespalt ihres Herzens lag gelöst vor ihr, aber nicht unter jenem Lichte einer himmlischen Erkenntniß, das plötzlich ungeahnte, lachende Gefilde bestrahlt — es war ein grelles Wetterleuchten, in welchem ein Abgrund zu ihren Füßen sichtbar wurde. . .

Fort, fort — es hielt sie nichts mehr! Noch einmal den Weg über die Dächer zurück, dann den letzten eilenden Schritt über die Schwelle des Hellwig'schen Hauses, und sie war frei, sie war entflohen auf Nimmerwiedersehen!

Sie raffte das Buch auf und schob es in ihre

Tasche — aber da stand sie mit zur Flucht gehobenem Fuße und zurückgehaltenem Athem einen Moment wie versteinert — draußen im Vorsaale war eine Thüre zugeschlagen worden, und jetzt schritt es rasch auf das Wohnzimmer zu. Sie floh in den Vorbau und riß die Glasthüre auf — der Sturm fuhr herein und schleuderte ihr einzelne große Regentropfen in das Gesicht. . . . Ihre Augen irrten über das Dächerquadrat, da hinüber kam sie nicht mehr, dort mußte sie gesehen werden — ihre einzige Rettung war ein augenblickliches Versteck.

Zwischen der Vorbauwand und den Blumentöpfen lief ein schmaler, unbesetzter Raum empor. Felicitas flüchtete hinauf und erfaßte droben taumelnd und mit versagenden Blicken die Eisenstange des Blitzableiters, der sich über den First hinzog. Sie stand hoch über dem Vorbau . . . Hei, wie der Sturm die zarte Gestalt packte und schüttelte, wie er in erneutem Ingrimme versuchte, sie hinabzustoßen in die Straße, die wie ein dunkler Spalt jenseits herauf klaffte . . . Ueber den Himmel hin brausten die schwarzen Gewitterwolken — war kein Engel droben über der kochenden, gährenden Wetterwand, der seine Hände schirmend herniederstreckte auf die mit der furchtbarsten Gefahr Ringende?

Wer es auch sein mochte, der in diesem Augenblicke heraustrat auf die Galerie, das Mädchen da droben stand als Diebin gebrandmarkt vor ihm ... Sie war in verschlossene Räume eingedrungen — die ganze Welt nannte das Einbruch; schon hatte man die Anklage, daß sie um den Silberdiebstahl wisse, auf ihr Haupt geschleudert — jetzt lag ihre Schuld sonnenklar am Tage! Sie wanderte nicht mehr freiwillig über die Schwelle des alten Kaufmannshauses, sie wurde hinausgestoßen als Entehrte, und wie Tante Cordula mußte sie fortan mit festgeschlossenen Lippen Schimpf und Schmach unverschuldet durch's Leben tragen ... War es da so schrecklich, wenn sie sich dem Arme des Sturmes willig überließ und nach wenigen qualvollen Augenblicken ihr junges Leben drunten auf dem Straßenpflaster aushauchte? ...

Mit wirren Blicken starrte sie hinab auf das vorspringende Dach des Vorbaues — die Person unten blieb nicht vor der Glasthüre stehen — Felicitas' letzte verzweifelte Hoffnung — sie schritt, trotz Sturm und Wetter, weiter und weiter auf der Galerie, und jetzt wurde die Gestalt sichtbar — es war der Professor ... Hatte er die flehenden Schritte des Mädchens gehört? — Noch kehrte er ihr den Rücken, noch war es möglich,

daß er zurückging, ohne sie gesehen zu haben — aber da kam der Sturm, der Verräther; er zwang den Professor, sich umzudrehen, und ließ in dem Augenblicke Haar und Gewand der Geflüchteten wild aufflattern — und er erblickte die Gestalt mit den krampfhaft um das Eisen geschlungenen Armen und dem geisterhaften Gesicht, das aus den wogenden Haarmassen verzweiflungsvoll auf ihn niedersah.

Einen Augenblick war es, als gerinne ihr unter dem entsetzten Blicke, der sie traf, das Blut in den Adern; dann aber schoß es siedend nach dem Kopfe und raubte ihr den letzten Rest von Besonnenheit.

„Ja, da steht die Diebin! Holen Sie das Gericht, holen Sie Frau Hellwig! Ich bin überführt;“ rief sie unter bitterem Auflachen hinab. Sie ließ mit der Linken die Eisenstange los und warf das Haar zurück, das ihr der Sturm über das Gesicht peitschte.

„Um Gotteswillen,“ schrie der Professor auf, „fassen Sie die Stange — Sie sind verloren!“

„Wohl mir, wenn's vorüber wäre!“ klang es schneidend durch das Brausen und Pfeifen.

Er sah den schmalen Raum nicht, auf welchem Felicitas emporgeklimmt war. In wenig Augenblicken hatte er die Blumentöpfe herabgeschleudert und sich einen

Weg gebahnt, und da stand er plötzlich neben ihr. Er umschlang mit unwiderstehlicher Kraft die widerstrebende Gestalt und zog sie herab in den Vorbau — krachend fiel die Thür hinter ihnen in das Schloß.

Der starke, muthige Geist des Mädchens war gebrochen — völlig betäubt wußte sie nicht, daß ihr vermeintlicher Widersacher sie noch stützte; sie hatte die Augen geschlossen und sah nicht, wie sein Blick tiefsinnig auf ihrem bleichen Gesichte ruhte. „Felicitas," flüsterte er mit tiefer, bittender Stimme.

Sie fuhr empor und begriff sofort ihre Lage. Aller Groll, alle Bitterkeit, an denen sich ihre Seele Jahre lang genährt, kamen nochmals über sie — sie riß sich heftig los, und da war er wieder, der dämonische Ausdruck, der eine tiefe Falte zwischen ihre Augenbrauen grub und die Mundwinkel in herben Linien umzog!

„Wie mögen Sie die Paria anrühren?" rief sie schneidend. Aber ihre hochaufgerichtete Gestalt sank sofort wieder in sich zusammen; sie vergrub ihr Gesicht in den Händen und murmelte grollend: „Nun, so verhören Sie mich doch — Sie werden zufrieden sein mit meinen Aussagen!"

Er nahm ihre Hände sanft zwischen die seinen.

„Vor Allem werden Sie ruhiger, Felicitas!" sagte

er in jenen weichen, beſchwichtigenden Tönen, die ſie ſchon am Bette des kranken Kindes wider Willen bewegt hatten. Nicht den wilden Trotz, mit dem Sie mich gefliſſentlich zu verletzen ſuchen! . . . Sehen Sie ſich um, wo wir ſind! Hier haben Sie als Kind geſpielt, nicht wahr? . . . Hier hat Ihnen die Einſiedlerin, für die Sie heute ſo heiß gekämpft haben, Schutz, Belehrung und Liebe gewährt? . . . Was Sie auch hier gethan oder geſucht haben mögen — es iſt kein Unrecht geweſen, ich weiß es, Felicitas. Sie ſind trotzig, verbittert und über die Maßen ſtolz, und dieſe Eigenſchaften verleiten Sie oft zur Ungerechtigkeit und Härte — aber einer gemeinen Handlung ſind Sie nicht fähig. . . . Ich weiß nicht, wie es kam, aber es war mir, als müſſe ich Sie hier oben finden — Heinrich's ſcheues, verlegenes Geſicht, ſein unwillkürlicher Blick nach der Treppe, als ich nach Ihnen frug, beſtärkten mich in meiner Annahme. . . . Sagen Sie kein Wort!" fuhr er mit erhobener Stimme fort, als ſie ihre heißen Augen raſch zu ihm aufſchlug und die Lippen öffnete. „Verhören will ich Sie freilich, aber in einem ganz anderen Sinne, als Sie denken — und ich glaube, ich habe ein Recht dazu, nachdem ich durch Sturm und Wetter geſchritten bin, um mir meine Tanne herabzuholen."

Er zog ſie tiefer in das Zimmer hinein — ſchien es doch, als ſei es ihm zu hell im Vorbau, als bedürfe er der halben Dämmerung des Wohnzimmers, um weiter ſprechen zu können. Felicitas fühlte, wie ein leiſes Beben durch ſeine Hände ging. Sie ſtanden genau auf der Stelle, wo ſie vorhin einen furchtbaren Kampf mit ſich ſelbſt gekämpft hatte, wo ſie verſucht geweſen war, ihm einen Dolch in das Herz zu ſtoßen, ihn moraliſch zu lähmen für ſeine ganze Lebenszeit. . . . Sie ſenkte den Kopf tief auf die Bruſt, als eine Schuldbewußte, unter den Augen, die ſonſt ſo tiefernſt, jetzt eine wunderbare Gluth ausſtrahlten.

„Felicitas, wenn Sie hinabgeſtürzt wären!“ hob er wieder an, und es war, als liefe noch bei dieſer Vorſtellung ein Schauder durch ſeine kräftige Geſtalt. „Soll ich Ihnen ſagen, was Sie mir angethan haben durch dieſen verzweifelten Trotz, der lieber zu Grunde geht, als daß er an das vernünftige Urtheil Anderer appellirt? Und meinen Sie nicht, daß ein Augenblick voll Todesangſt und namenloſer Leiden ein jahrelanges Unrecht zu ſühnen vermag?“

Er hielt erwartungsvoll inne, aber die erblaßten Lippen des jungen Mädchens blieben geſchloſſen, und ihre dunklen Wimpern lagen tief auf den Wangen.

„Sie haben sich in Ihre bittere Anschauungsweise förmlich verrannt," sagte er nach vergeblichem Warten herb und mit sinkender Stimme, der man die Entmuthigung anhörte; „es ist Ihnen geradezu unmöglich, eine Wandlung der Dinge zu begreifen." Er hatte ihre Hände sinken lassen, aber jetzt nahm er nochmals ihre Rechte und zog sie heftig gegen seine Brust. „Felicitas, Sie sagten neulich, daß Sie Ihre Mutter vergöttert haben — diese Mutter hat sie ‚Fee' genannt; ich weiß, Alle, die Sie lieben, geben Ihnen diesen Namen, und so will auch ich sagen: ‚Fee, ich suche Versöhnung!'"

„Ich habe keinen Groll mehr!" stieß sie mit erstickter Stimme hervor.

„Das ist eine vielsagende Versicherung aus Ihrem Munde, sie übertrifft meine Erwartungen, allein — sie genügt mir noch lange nicht. . . . Was hilft es, wenn Zwei sich versöhnen und dann auf Nimmerwiedersehen scheiden? Was hilft es mir, daß ich weiß, Sie grollen mir nicht mehr, und ich kann mich nicht stündlich davon überzeugen? . . . Wenn Zwei sich versöhnt haben, die so getrennt gewesen sind, wie wir, dann gehören sie zusammen — auch nicht eine Meile Raum dulde ich ferner zwischen uns — gehen Sie mit mir, Fee!"

„Ich habe Abscheu vor dem Aufenthalte in einem

Institute — ich könnte mich nie in die schablonenmäßige Behandlung fügen," antwortete sie hastig und gepreßt.

Der Anflug eines Lächelns glitt über sein Gesicht.

„Ach, das möchte ich Ihnen auch nicht anthun! . . Die Idee mit dem Institute war nur ein Nothbehelf, Fee. . . Ich selbst wäre ja dann ziemlich eben so übel daran. . . Es könnte sich ereignen, daß ich Sie einen, auch zwei Tage nicht sehen dürfte, und dann stände ein Dutzend naseweiser Mitschülerinnen um uns her und finge jedes Wort auf, das zwischen uns fiele; oder Frau von Berg, die strenge Vorsteherin, säße daneben und duldete nicht, daß ich auch nur einmal diese kleine Hand in der meinigen behielte. . . . Nein, ich muß zu jeder Stunde in dies liebe, trotzige Gesicht da sehen dürfen — ich muß wissen, daß da, wohin ich nach den Anstrengungen meines Berufes zurückkehre, meine Fee auf mich wartet und an mich denkt — ich muß am stillen, trauten Abende inmitten meiner vier Wände bitten dürfen: ‚Fee, ein Lied!' Das Alles aber kann nur geschehen, wenn — Sie mein Weib sind!"

Felicitas stieß einen Schrei aus und versuchte, sich loszureißen; aber er hielt sie fest und zog sie näher an sich heran.

„Der Gedanke erschreckt Sie, Felicitas!" sagte er

tief erregt. „Ich will hoffen, daß es nur der Schreck des Unerwarteten iſt und nichts Schlimmeres. . . . Ich ſage mir ja ſelbſt, daß es vielleicht langer Zeit bedürfen wird, ehe Sie mir das ſein können, was ich erſehne — gerade bei Ihrem Charakter läßt ſich eine ſo raſche Wandlung ſchwer annehmen, nach welcher der ‚verabſcheute Todfeind‘ ein Gegenſtand inniger Neigung werden ſoll. Aber ich will um Sie werben mit aller Ausdauer einer unvergänglichen Liebe; ich will warten — ſo ſchwer dies auch ſein mag — bis Sie mir einſt aus eigenem Antriebe ſagen: ‚Ich will, Johannes!‘ . . . Ich weiß ja, welche Wunder im Menſchenherzen vorgehen können. Ich floh aus der kleinen Stadt, um mir ſelbſt und meinen furchtbaren inneren Kämpfen zu entrinnen, und da vollzog ſich das Wunder erſt recht! Der qualvollſten Sehnſucht gegenüber zerfielen dieſe Kämpfe in nichts; ich wußte nun, daß das, was ich vermeſſen und trotzig abſchütteln wollte, meines Lebens Seligkeit werden würde. . . Fee, inmitten nichtsſagenden Geſchwätzes und coquetter Geſichter ſchritt das einſame Mädchen mit der energiſchen Haltung und der weißen Stirne voll kraftvoller Gedanken unabläſſig neben mir her, über Berg und Thal — ſie gehörte zu mir, ſie war die andere Hälfte meines Lebens, ich ſah ein, daß

ich mich nicht von ihr losreißen könne, ohne mich innerlich zu verbluten! . . . Und nun ein einziges Wort der Beruhigung, Felicitas!"

Das junge Mädchen hatte allmälig ihre Hand aus der seinigen gezogen. Wie war es möglich, daß ihm, während er sprach, die Veränderung in ihrem Aeußern entgehen konnte! Die Brauen wie in heftigem, physischem Schmerze zusammengezogen, haftete ihr erloschener Blick längst am Boden, und die eiskalten Finger verschlangen sich krampfhaft in einander.

„Beruhigung wollen Sie von mir?" versetzte sie mit schwacher Stimme. „Vor einer Stunde haben Sie mir gesagt: ‚Das soll Ihr letzter Kampf gewesen sein,' und jetzt schleudern Sie mich mit eigener Hand in den entsetzlichsten, den die Menschenseele durchzumachen hat! . . . Was ist ein Kampf wider äußere Feinde gegen das Ringen mit sich selbst und den eigenen Wünschen?" Sie hob die festverschlungenen Hände empor und warf wie in Verzweiflung den Kopf zurück. „Ich weiß nicht, was ich verbrochen habe, daß Gott mir diese unselige Liebe in's Herz gelegt hat!"

„Fee!"

„Der Professor breitete seine Arme aus, um sie an seine Brust zu ziehen, aber sie streckte ihm abwehrend

die Hände entgegen, wenn gleich ein Schimmer der Verklärung über ihr Gesicht flog. „Ja, ich liebe Sie — das sollen Sie wissen!“ wiederholte sie in Tönen, die zwischen Jauchzen und Thränen schwankten. „Ich würde schon in diesem Augenblicke sagen können: ‚Ich will, Johannes!‘ aber diese Worte werden nie ausgesprochen werden!“

Er wich zurück, und Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, er kannte „das Mädchen mit der energischen Haltung und der weißen Stirne voll kraftvoller Gedanken“ viel zu gut, um nicht zu wissen, daß sie mit diesem Ausspruche für ihn verloren sei.

„Sie sind geflohen aus X., und warum?“ hob sie fester an; sie richtete sich empor, und einer ihrer durchdringendsten Blicke traf die Augen, aus denen plötzlich alles Leben entwichen schien. „Ich will es Ihnen sagen. Ihre Liebe zu mir war ein Verbrechen gegen Ihre Familie, sie stieß alle Ihre wohlgepflegten Grundsätze um und mußte deshalb wie ein Unkraut aus Ihrem Herzen gerissen werden. Daß Sie von Ihrer Flucht nicht geheilt zurückgekehrt sind, ist nicht Ihre Schuld — Sie unterlagen derselben Macht, die auch mich zwingt, Sie gegen meine Grundsätze zu lieben . . . Wohl mag es ein erbitterter Kampf gewesen sein, bis alle die stolzen Kauf- und Handelsherren dem verachteten Spielerskinde

Platz gemacht haben — nichts in der Welt wird mich glauben machen, daß ich dieſen Platz für meine ganze Lebenszeit behaupten werde! . . . Sie haben mir vor wenigen Wochen die unerſchütterliche Ueberzeugung ausgeſprochen, daß die Standesverſchiedenheit in der Ehe ſich unausbleiblich räche — dieſes Princip haben Sie Gott weiß wie viele Jahre hindurch feſtgehalten, es kann unmöglich in den ſechs Wochen ſich ſpurlos verflüchtigt haben, es iſt nur übertüncht, es wird nur verleugnet — und ſelbſt wenn es einer anderen Ueberzeugung gewichen wäre, was müßte Alles geſchehen, um die Erinnerung an dieſen Ausſpruch in meiner Seele zu verlöſchen!“

Sie ſchwieg einen Augenblick erſchöpft. Der Profeſſor hatte die Rechte auf die Augen gepreßt, und um ſeine Lippen zuckte es wie ein leichter Krampf. Jetzt ließ er die Hand ſinken und ſagte tonlos: „Ich habe die Vergangenheit gegen mich — aber Sie ſind doch im Irrthume, Felicitas . . . O Gott, wie ſoll ich Ihnen das beweiſen!“

„In den äußeren Verhältniſſen hat ſich nicht das Mindeſte geändert,“ fuhr ſie unerbittlich fort. „Es iſt weder ein Flecken auf Ihre Familie gefallen, noch bin ich irgendwie meinem verachteten Standpunkte entrückt

— meine Persönlichkeit ist es mithin allein, welche diese Umkehr bewirkt hat — es wäre vermessen und gewissenlos von mir, wollte ich den Moment benutzen, wo Sie die mit Ihnen festverwachsenen Principien mühsam niederhalten und nur Ihrer Liebe Gehör geben. . . . Ich frage Sie auf's Gewissen: Nicht wahr, Sie haben eine sehr hohe Meinung von der Vergangenheit Ihrer Familie? . . . Und haben Sie sich auch nur einen Augenblick einzureden vermocht, daß diese Vorfahren, die sämmtlich standesgemäß gewählt hatten, eine solche Mißheirath ihres Enkels billigen würden?"

„Felicitas, Sie sagen, Sie lieben mich, und sind fähig, mich so systematisch zu martern?" rief er heftig.

Ihr Blick, der unverwandt auf seinem Gesichte geruht hatte, schmolz — wer hätte je in diesen stolzen, zurückweisenden Augen den Ausdruck unbeschreiblicher Zärtlichkeit gesucht, der sie jetzt beseelte! Sie nahm die Rechte des Professors in ihre beiden Hände.

„Als Sie mir vorhin das Leben an Ihrer Seite schilderten, da habe ich mehr gelitten, als sich aussprechen läßt," sagte sie in tiefster Bewegung; „es würden vielleicht hundert Andere an meiner Stelle die Augen vor der Zukunft verschließen und nach diesem augenblicklichen Glück greifen, aber so wie ich einmal bin, kann

ich das nicht. . . . Das, was lebenslänglich zwischen uns stehen wird, ist meine Furcht vor Ihrer Reue. Bei jedem finsteren Blicke, bei jeder Falte auf Ihrer Stirne würde ich denken: ‚Jetzt ist der Augenblick da, wo er bedauert, wo er umkehrt zu seinen ursprünglichen Ansichten, wo er dich innerlich verstößt, als die Ursache seines Abfalles!‘ Ich würde Sie unglücklich machen mit diesem Mißtrauen, das ich nicht besiegen könnte.“

„Das ist eine furchtbare Wiedervergeltung!“ sagte er dumpf und schmerzlich. Uebrigens will ich dies Unglück getrost auf mich nehmen. . . Ich will Ihr Mißtrauen ohne Murren ertragen, so tief verwundend es auch ist — es muß doch einmal eine Zeit kommen, wo es hell zwischen uns wird. . . Felicitas, ich werde Ihnen eine Häuslichkeit schaffen, in der Ihnen so böse Gedanken gar nicht kommen können. Freilich wird es sich ereignen, daß ich manche Falte auf der Stirne, manch' finsteren Blick mit nach Hause bringe — die sind unausbleiblich in meinem Wirkungskreise — aber dann ist ja eben meine Fee da, die sofort die Falten verwischt und den Blick aufhellt. . . . Könnten Sie es wirklich über das Herz bringen, Ihre eigene Liebe zu zertreten und einen Mann, dem Sie das höchste Erdenglück zu geben vermögen, elend zu machen?“

Felicitas war allmählig nach der Thüre zu geſchritten, ſie fühlte ihre moraliſche Kraft treulos werden dieſer angſtvollen Beredtſamkeit gegenüber, und doch mußte ſie feſt bleiben gerade um ſeinetwillen.

„Wenn Sie mit mir in Abgeſchiedenheit und Einſamkeit leben könnten, dann würde ich Ihnen willig folgen," entgegnete ſie, während ſie haſtig das Thürſchloß ergriff, als ſei es ihr letzter Halt. „Glauben Sie nicht, daß ich die Welt ſelbſt und ihr Urtheil ſcheue — ſie urtheilt meiſt blind und einſichtslos — aber im Verkehr mit ihr fürchte ich eben den Feind in Ihnen ſelbſt. Dort gilt eine reſpektable Herkunft ſehr viel, und ich weiß, daß Sie darin mit der Welt harmoniren. . . Sie haben einen bedeutenden Familienſtolz — wenn Sie ihm auch in dieſem Augenblicke kein Recht einräumen — im Umgange mit ſolchen Bevorzugten wird und muß Ihnen früher oder ſpäter der bedauernde Gedanke kommen, daß Sie viel, ſehr viel für mich aufgegeben haben."

„Das heißt alſo mit anderen Worten, wenn ich Sie beſitzen will, dann muß ich entweder meinen Wirkungskreis aufgeben und in einer Einöde leben, oder irgend einen Flecken, einen unwürdigen Moment aus der Vergangenheit meiner Familie aufzufinden ſuchen!" rief er gereizt und bitter.

Eine jähe Röthe stieg bei seinen letzten Worten in das Gesicht des jungen Mädchens. Unwillkürlich glitt ihre Hand über die Falten ihres Kleides und befühlte die scharfen Ecken des grauen Kastens, ob er auch sicher sei in seinem Verstecke.

Der Professor durchmaß in unbeschreiblicher Aufregung das Zimmer.

„Das trotzige, unbeugsame Element in Ihrem Charakter hat mir bereits viel zu schaffen gemacht," fuhr er in demselben Tone fort, indem er vor Felicitas stehen blieb, „es zieht mich an und erbittert mich zugleich; in diesem Augenblicke jedoch, wo Sie mit rauher Consequenz mir meine Liebe vor die Füße werfen und sich selbst zu einem so unnützen Opfer verurtheilen, fühle ich geradezu eine Art Haß, einen wilden Ingrimm — ich könnte es zertreten! . . . Ich sehe ein, daß ich für jetzt nicht um einen Schritt weiter mit Ihnen komme — aber Sie aufgeben, daran denkt meine Seele nicht! . . . Ihre Versicherung, daß Sie mich lieben, ist für mich ein unverbrüchlicher Schwur — Sie werden mir niemals treulos werden, Felicitas?"

„Nein," versetzte sie rasch, und wohl gegen ihren Willen brach abermals ein voller Strahl der Liebe aus ihren Augen.

Der Professor legte seine Hand auf den Scheitel des jungen Mädchens, bog ihren Kopf leicht zurück und sah ihr mit einem Gemisch von Schmerz, Groll und Leidenschaft in das Gesicht. . . Er schüttelte leise den Kopf, als unter diesem beschwörenden Blicke ihre Wimpern sich tief auf die Wangen legten, und die Lippen festgeschlossen blieben — ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

„Nun, da gehen Sie?“ sagte er gepreßt und tonlos. „Ich willige in eine vorläufige Trennung, aber nur unter der Bedingung, daß ich Sie öfter sehen darf, wo Sie auch sein mögen, und daß ein schriftlicher Verkehr zwischen uns bleibt.“

Sie schalt sich innerlich unsäglich schwach, daß sie ihm zusagend die Hand reichte, doch ihm diesen Trost zu nehmen, vermochte sie nicht. . . Er wandte sich rasch ab, und sie trat hinaus in den Vorsaal.

26.

Draußen streckte sie in namenloser Qual unwillkürlich die Arme gen Himmel. Wie hatte sie gelitten in den letzten Augenblicken, die an Bitterkeit und Schmerzen Alles hinter sich ließen, was dies junge, schwergeprüfte Herz bereits hatte durchkämpfen müssen!

Sie zog wie unbewußt den kleinen Kasten hervor — das Geheimniß da drinnen zertrümmerte sofort die Schranke, die sich zwischen ihr und dem geliebten Manne aufthürmte, es fiel schwer in die Waagschale ihrer verachteten Herkunft gegenüber — kam der Versucher nochmals über sie? Nein, Tante Cordula, Dein Wille soll geschehen, so glänzend auch dies Buch Dich rechtfertigt! Und er? . . . Ihn wird die Zeit heilen; der Schmerz der Entsagung heiligt die Seele — die Mitwissenschaft eines Verbrechens aber erniedrigt und lähmt sie für immer. . . . Noch in dieser Stunde sollte dies kleine unheilvolle Buch zu Asche werden! Felicitas sah noch einmal nach der Thür zurück, hinter welcher sie den Professor rastlos auf- und abgehen hörte, dann glitt sie die Mansardentreppe hinab und öffnete geräuschlos die gemalte Thüre.

Den Wanderer, der ahnungslos auf den grauenvollen Leib einer Schlange tritt und plötzlich das furchtbare Haupt der Gereizten vor sich aufbäumen sieht, ihn kann kein größeres Entsetzen packen, als Felicitas in dem Augenblicke empfand, wo sie in den Corridor heraustrat. Fünf Finger legten sich mit raschem Griffe wie Eisen um ihre Linke, die noch den Kasten hielt, und dicht neben ihrem Gesichte funkelten zwei Augen in einem

grünlichen Lichte — es waren die süßen, sanften Madonnenaugen der Regierungsräthin.

Das schöne Weib hatte in diesem Momente den bestrickenden Zauber weiblicher Anmuth und Zartheit völlig abgestreift — wie konnten diese rosigen, im Gebete so weich und graciös sich verschlingenden Hände derb und energisch zugreifen und festhalten! Welcher Ausdruck satanischer Bosheit lag in diesem Engelsangesichte und verzerrte die kindlich weichen Linien bis zur Unkenntlichkeit!

„Das trifft sich ja charmant, schöne, stolze Caroline, daß ich Ihnen gerade begegnen muß in dem Augenblicke, wo Sie dies allerliebste Schmuckkästchen in Sicherheit bringen wollen!“ rief sie hohnlachend und legte rasch auch noch ihre Linke wie einen Schraubstock auf die Hand des Mädchens, das sich loszureißen suchte. „Haben Sie die Freundlichkeit, diesen unglücklichen kleinen Verräther da noch ein wenig in der Hand zu behalten — es liegt mir durchaus nichts daran, daß Sie ihn fallen lassen . . . Nur noch einen Moment Geduld; ich brauche einen Zeugen, um vor Gericht beweisen zu können, daß ich die Diebin auf frischer That ertappt habe — Johannes, Johannes!“

Wie klang es schrill und kreischend durch den Corridor, das sonst so silberreine, in Erbarmen und

christlicher Milde hinschmelzende Organ der jungen Wittwe!

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich los, gnädige Frau!“ bat Felicitas in Todesangst, während sie mit ihr rang.

„Nicht um die Welt! Er soll sehen, wen er heute an seine Seite gestellt hat. . . . Es war wohl recht süß zu hören: ‚Hier ist Ihr Platz?‘ Sie glaubten sich am Ziele, Sie ehrlose Coquette, aber ich bin auch noch da!“

Sie wiederholte ihren Hülferuf — es war unnöthig; der Professor kam bereits die Treppe herab und trat in die Thüre; zu gleicher Zeit erschien Heinrich am anderen Ende des Corridors.

„Ach da oben warst Du, Johannes?“ rief die Regierungsräthin. „Ich glaubte Dich hier unten im zweiten Stock. In dem Falle ist ja die Kunst dieser jungen Taschenspielerstochter um so mehr zu bewundern, als sie Dir das Erbtheil der seligen Tante so zu sagen unter der Hand wegescamotirt hat!“

„Bist Du von Sinnen, Adele?“ rief er, rasch die letzte Stufe verlassend, von wo aus er erstaunt die unbegreifliche Scene überblickt hatte.

„Ganz und gar nicht!“ klang es ironisch zurück. „Halte mich nicht für gewaltthätig, lieber Vetter, weil

ich nothgedrungen das Amt eines Häſchers übernehmen mußte. Aber der Herr Rechtsanwalt Frank verweigerte mir indignirt ſeine Hülfe bei Entdeckung des Silberdiebes, Du ſelbſt nahmſt dieſe Unſchuld hier unter Deine Flügel — was blieb mir da anders übrig, als eigenmächtig zu handeln? Du ſiehſt dieſe fünf Finger hier, ſie umklammern den Kaſten, den ſie von da oben herabgetragen haben — dieſe Thatſache wäre conſtatirt, und nun wollen wir ſehen, was die Elſter in ihr Neſt tragen wollte!“

Sie riß mit Blitzesſchnelle den Kaſten aus Felicitas' Hand. Das junge Mädchen ſtieß einen Schrei aus und haſchte angſtvoll nach dem entriſſenen Geheimniß, allein die Regierungsräthin flog auflachend mit dem Raube einige Schritte tiefer in den Corridor und hob in fieberhafter Haſt den Deckel ab.

„Ein Buch!“ murmelte ſie beſtürzt — Kaſten und Deckel fielen zur Erde. Sie nahm den Einband mit beiden Händen, ſchüttelte das Buch heftig hin und her und ließ die Blätter von einander klaffen — es ſollten und mußten doch wenigſtens Banknoten oder Documente, oder irgend etwas Werthvolles herausfallen — nichts von Alledem!

Unterdeß hatte ſich Felicitas von ihrem tödtlichen

Schrecken erholt. Sie ging der Dame nach und verlangte mit ernsten Worten das Buch zurück; aber bei aller scheinbaren äußeren Ruhe hörte man doch die innere Angst deutlich in ihrer Stimme.

„Ha — meinen Sie wirklich?“ rief die junge Wittwe hämisch und drehte ihr, das Buch fest an ihre Brust drückend, gewandt den Rücken zu. „Sie sehen mir viel zu ängstlich aus, als daß ich meinen Verdacht sofort aufgeben sollte,“ fuhr sie fort, indem sie den Kopf verächtlich über die Schulter nach dem jungen Mädchen zurückbog. „Irgend eine Bewandtniß muß es mit dieser Geheimthuerei haben — lassen Sie uns einmal sehen, meine Kleine!“

Sie schlug das Buch auf — es waren keine Banknoten, keine Kostbarkeiten, die auf dem gelb gewordenen Blatte da lagen — nur Worte, zart und anmuthig geschriebene Worte; aber wenn plötzlich aus diesem häßlichen Büchlein ein Dolch nach der Brust der jungen Wittwe gezückt worden wäre, sie hätte nicht entsetzlicher und fassungsloser zurückschrecken können, als bei dem augenblicklichen Ueberfliegen dieser so harmlos aussehenden, über die aufgeschlagene Seite hingestreuten kleinen Worte! Das rosige Gesicht wurde weiß bis in die Lippen, sie legte instinctmäßig die Hand bedeckend über

die ſtieren Augen, und die üppige Geſtalt ſah für einen Moment aus, als bedürfe ſie einer Stütze, um nicht zuſammenzubrechen.

Aber dieſe junge Frau hatte ſich ja zeitlebens in der Selbſtbeherrſchung vor Zeugen geübt, um des Nimbus der Gottſeligkeit willen. Sie hatte gelernt, die Augen fromm und madonnenhaft zum Himmel aufzuſchlagen, ob auch ihr Herz in Groll und Galle ſchwoll; ſie konnte mit tiefer Inbrunſt einer Predigt zuhören, während ihre Seele bei einer neuen Toilette verweilte; ſie ſprach wo ſie konnte, empört und mit dem Rothe der Entrüſtung auf den Wangen über das ſündhafte Treiben der Welt, über den nicht zu verzeihenden Mangel an Bibelleſen und las heimlich die ſchlüpfrigſten franzöſiſchen Romane.

Dieſe unglaubliche Biegſamkeit und Elaſticität ihres äußeren Menſchen hatte ſich in entſcheidenden Momenten ſtets bewährt, und auch jetzt bedurfte es kaum einiger Secunden, um ihr die vollſtändigſte Faſſung zurückzugeben. Sie ſchlug das Buch zu, und ein vortrefflich gelungener Zug der Enttäuſchung ſpielte um ihre blaſſen Lippen.

„Es iſt wirklich eine elende, alte Scharteke!“ rief ſie nach dem Profeſſor hinüber, während ſie wie in halber

Zerstreutheit das Buch in ihre Tasche schob. „Ich finde es sehr albern von Ihnen, Caroline, daß Sie um dieser Lappalie willen einen solchen Lärm veranlassen!“

„Sie hat diesen Lärm veranlaßt?“ fragte der Professor rasch hinzutretend — er bebte vor innerer Aufregung. „Ich glaubte, Du habest mich zu Hülfe gerufen, um dieses junge Mädchen vor Zeugen des Silberdiebstahls zu überführen! . . . Willst Du wohl die Gewogenheit haben, Deine nichtswürdige Anschuldigung hier auf dieser Stelle zu motiviren?“

„Du siehst, daß ich augenblicklich außer Stande bin —“

„Augenblicklich?“ unterbrach er sie heftig. „Du wirst dies kränkende Wort zurücknehmen und der Beleidigten in meiner und Heinrich's Gegenwart sofort volle Satisfaction geben!“

„Mit tausend Freuden, lieber Johannes! Es ist ja Christenpflicht, einen Irrthum zu bekennen und gut zu machen. . . Meine beste Caroline, verzeihen Sie mir, ich habe Ihnen Unrecht gethan!“

„Und nun gieb das Buch zurück!“ befahl der Professor kurz und unerbittlich weiter.

„Das Buch?“ frug sie mit ihrer völlig wiederge-

wonnenen, kindlich unschuldigen Miene. „Ah, liebster Johannes, es gehört ja gar nicht der Caroline.“

„Wer sagt Dir denn das?“

„Nun, ich habe flüchtig den Namen der alten Tante Cordula gelesen! . . . Wenn Jemand darüber zu verfügen hat, so bist Du es, als Erbe ihrer Mobilien und Bücher. . . . Es hat an sich nicht den geringsten materiellen Werth — wie es scheint, ist es eine Abschrift alter Dichtungen. . . . Was wolltest Du mit dem sentimentalen Zeuge da anfangen? Aber ich bin eine Freundin solcher alten, vergilbten Bücher — für mich ist es trotz seiner Unsauberkeit und Plumpheit eine Art Cabinetstück. . . Bitte, schenke es mir!“

„Vielleicht, nachdem ich's gesehen haben werde,“ versetzte er kalt und achselzuckend und streckte die Hand aus, um das Buch in Empfang zu nehmen.

„Aber es würde ja dadurch gerade einen erhöhten Werth für mich erhalten, wenn Du es mir unbesehen überlassen wolltest,“ bat sie mit lieblich schmeichelnder Stimme weiter. „Müßte ich nicht denken, Du hättest materielle Rücksichten bei diesem ersten und einzigen Geschenke, um das ich bitte?“

Eine dicke Zornader schwoll auf der Stirne des Professors. „Ich erkläre Dir hiermit, daß es mir sehr

gleichgültig ist, wie Du über dieses mein Verhalten denkst," sagte er schneidend. . . . „Ich verlange unter allen Umständen das Buch zurück. . . Du bist mir sehr verdächtig! Die Abschrift irgend einer alten sentimentalen Dichtung kann unmöglich die ‚vollendete Weltdame' plötzlich so schreckensbleich gemacht haben."

Mit diesen Worten vertrat er der Regierungsräthin den Weg; ihr ungewisser Blick, der mit Blitzesschnelle die Länge des Corridors durchmaß, und eine rasche Bewegung verriethen unwiderleglich, daß sie das Weite suchen wolle. Der Professor ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

Felicitas gerieth außer sich bei dem Gedanken, daß er seine Absicht erreichen werde. Es war ihr schrecklich, das Buch im Besitze der abscheulichen Heuchlerin zu wissen; aber sie mußte sich selbst sagen, daß es dort so sicher sei, wie in ihren Händen, und jedenfalls heute noch für immer spurlos verschwinden werde. Sie stellte sich deshalb an die Seite der Regierungsräthin, um ihr die Flucht zu erleichtern.

„Ich bitte, Herr Professor, lassen Sie der gnädigen Frau das Buch!" bat sie so ernst und ruhig, als es ihr in diesem kritischen Momente möglich war. „Sie werden sich beim Lesen desselben völlig überzeugen, daß

es voreilig war, irgend eine Koſtbarkeit in dem kleinen Kaſten zu vermuthen.“

Der erſte mißtrauiſche Blick fiel aus den ſtahlgrauen Augen auf ihr Geſicht — es war, als träfe ſie ein Meſſerſtich; ſie wurde flammendroth und ſchlug die Augen nieder.

„Alſo auch Sie laſſen ſich zu einer Bitte herbei?“ fragte er ſcharf und ſarkaſtiſch. „Da handelt es ſich ganz gewiß um mehr, als um ‚ſentimentales Zeug‘! . . . Zudem erinnere ich mich, daß meine Couſine vorhin behauptete, Sie ſähen ſehr ängſtlich aus, und ich geſtehe, daß ich dieſelbe Bemerkung gemacht habe. . . . Ich frage Sie jetzt auch auf's Gewiſſen: Was enthält das Buch?“

Das war ein entſetzlicher Moment. Felicitas rang mit ſich ſelbſt, ſie öffnete die Lippen, aber kein Laut wurde hörbar.

„Bemühen Sie ſich nicht,“ ſagte er ironiſch lächelnd zu dem jungen Mädchen, während er die Hand der Regierungsräthin feſter zuſammenpreßte, da ſie verſchiedene Manipulationen machte, um ſich allmälig loszuwinden. „Sie können mitleidslos, rauh und entſetzlich aufrichtig ſein, aber lügen können Sie nicht. . . . Das Buch enthält alſo keine Dichtung, ſondern irgend eine Wahrheit, eine Thatſache, die ich um keinen Preis wiſ-

ſen ſoll. . . . Wirſt Du endlich die Freundlichkeit haben, Adele, mir mein Eigenthum, wie Du es ſelbſt genannt haſt, herauszugeben?“

„Mache mit mir, was Du willſt, aber bekommen wirſt Du es nie!“ rief mit verzweiflungsvoller Entſchiedenheit die Regierungsräthin, die in ihrer Angſt gänzlich aus der Rolle des harmlos bittenden Kindes fiel. Sie machte abermals verzweifelte Anſtrengungen, ſich loszureißen, und es gelang — ſie flog wie gejagt; aber da ſtand Heinrich mit ausgeſpreiteten Armen und Beinen wie eine Mauer und füllte den ſchmalen Corridor völlig aus. Sie prallte zurück. „Unverſchämter Menſch, gehen Sie mir aus dem Wege,“ ſchrie ſie auf und ſtampfte außer ſich mit dem Fuße.

„Ja wohl, gleich, gnädige Frau Regierungsräthin,“ entgegnete er ruhig und höflich, ohne jedoch im Geringſten ſeine Stellung zu verändern; „geben Sie nur erſt das Büchelchen her, nachher will ich ſchon gern auf die Seite treten!“

„Heinrich!“ rief Felicitas herbeiſpringend; ſie rüttelte verzweiflungsvoll an ſeinem Arme. „Ach, das hilft Dir nichts, Fee'chen!“ ſchmunzelte er, als ſeine alten Knochen unter den ohnmächtigen Anſtrengungen des jungen Mädchens eiſenfeſt verharrten. „Ich bin nicht ſo

auf den Kopf gefallen, wie Du denkſt — Du möchteſt aus purer Gutmüthigkeit gern einen dummen Streich machen, und das leide ich nicht!“

„Laß die Dame vorüber, Heinrich!“ gebot der Profeſſor ernſt. „Aber hiermit ſollſt Du wiſſen, Adele, daß ich ohne Weiteres den einzigen Weg einſchlagen werde, der mir zu meinem Eigenthume verhilft! Es kann mir Niemand verwehren, anzunehmen, daß dies Buch wichtige Enthüllungen über den Nachlaß der Tante enthält — möglicherweiſe giebt es Aufſchluß über verborgene Gelder“ —

„Nein, nein!“ betheuerte Felicitas, ihn unterbrechend.

„Es iſt meine Sache, zu denken, was ich will!“ verſetzte er ſtreng und unerbittlich, „und Sie ſowohl wie Heinrich werden mir vor Gericht bezeugen, daß dieſe Dame hier ein vielleicht ſehr bedeutendes Capital meiner Familie unterſchlagen hat.“

Die Regierungsräthin fuhr empor, als habe ſie eine Natter gebiſſen. Sie warf einen wilden Blick auf ihren unbeugſamen Peiniger, und jetzt kam die raſende Leidenſchaftlichkeit über ſie, mit der ſie Taſchentücher zerriß und Taſſen zerſchmetterte. Sie riß das Buch aus der Taſche und warf es ihm unter gellendem Hohngelächter vor die Füße.

„Da nimm es, Du eigensinniger Thor“ rief sie, und ihr ganzer Körper bebte, als schüttelte sie ein Krampf. „Ich gratulire Dir zu der vortrefflichen Acquisition! . . . Trage die Schande, von der es Dir erzählen wird, mit Würde!“

Sie flog durch den Corridor die Treppe hinab und warf unten die Zimmerthür schmetternd in das Schloß.

Der Professor sah der Regierungsräthin mit einem entschiedenen Ausdrucke von lächelndem Hohne und tiefer Verachtung nach; dann betrachtete er einen Moment das plumpe Aeußere des Buches, während Felicitas' Blick in namenloser Angst an den Fingern hing, die sich zwischen die Blätter legten und sie jeden Augenblick aufschlagen konnten. Ein Gemisch von sorgenvollem Sinnen und peinlicher Spannung lag in seinen Zügen — die letzten verhängnißvollen Worte der Regierungsräthin hatten ihn nicht eigentlich frappirt, er hatte offenbar diese Entwickelung des widerwärtigen Vorganges vermuthet: es handelte sich für ihn jedenfalls nur noch darum, welcher Art die geweissagte Schande sei. . . . Plötzlich sah er auf und in die flehenden braunen Augen des jungen Mädchens — welche Gewalt hatten doch diese Augen über den strengen Mann! Es war, als streiche sofort eine sanfte Hand glättend über die finster

gerunzelte Stirne, und um die Lippen zuckte es wie ein halbes Lächeln.

„Und nun werde ich auch über Sie Gericht halten!“ hob er an. „Sie haben mich schmählich hintergangen. Während Sie mir da droben mit einer Aufrichtigkeit gegenüberstehen, auf die ich hätte schwören wollen, tragen Sie ein Hellwig'sches Familiengeheimniß in der Tasche! . . Was soll ich von Ihnen denken, Fee? . . Sie können diese abscheuliche Falschheit nur wieder gut machen, wenn Sie ohne Rückhalt meine Fragen beantworten.“

„Ich will Alles sagen, was ich darf, aber dann bitte ich Sie, ach, ich bitte Sie inständigst, geben Sie mir das Buch zurück!“

„Ist das wirklich meine stolze, trotzige, unbeugsame Fee, die so süß bitten kann?“

Bei diesen Worten des Professors entfernte sich Heinrich unbemerkt und wohlweislich, aber er setzte sich wie zum Tode erschrocken auf die erste Treppenstufe nieder und griff an seinen grauen Kopf, ob er nach dem Gehörten wirklich noch an der alten Stelle sitze.

„Sie sind also heute lediglich in die Mansardenwohnung eingedrungen, um dies Buch zu holen?“ inquirirte der Professor.

„Ja.“

„Auf welchem Wege? — Ich fand alle Thüren fest verſchloſſen.“

„Ich bin über die Dächer gegangen,“ verſetzte ſie zögernd.

„Das heißt, durch die Bodenräume?“

Sie wurde dunkelroth. War ſie auch befreit von dem Verdachte einer gemeinen Handlung, ſo trug dieſelbe immerhin das tadelnswerthe Gepräge des Einbruchs.

„Nein,“ ſagte ſie gedrückt, „durch die Bodenräume führt kein Weg, ich bin aus einem der gegenüberliegenden Manſardenfenſter geſtiegen und über die Dächer gegangen.“

„Bei dieſem furchtbaren Sturme?“ fuhr er erbleichend auf. „Felicitas, Sie ſind entſetzlich in Ihren Conſequenzen!“

„Es blieb mir keine Wahl!“ erwiderte ſie bitter lächelnd.

„Und warum ſuchten Sie um jeden Preis in den Beſitz des Buches zu gelangen?“

„Ich betrachtete es als ein heiliges Vermächtniß meiner Tante Cordula. Sie hatte mir geſagt, der kleine graue Kaſten — ſeinen Inhalt kannte ich nicht — müſſe vor ihr ſterben. Der Tod überraſchte ſie, und ich hatte die feſte Ueberzeugung, daß der Kaſten nicht vernichtet ſei; zudem ſtand er in dem Geheimfache, welches

das sämmtliche Silberzeug enthält, ich konnte dieses Versteck nicht angeben, ohne das Buch unbefugten Händen mit zu überliefern."

„Armes, armes Kind, wie mögen Sie sich geängstigt haben! . . . Und nun ist all' diese heroische Selbstverleugnung umsonst gewesen, das Buch ist doch in ‚unbefugten Händen'!"

„O nein, Sie werden es mir zurückgeben!" bat sie in Todesangst.

„Felicitas," sagte er ernst und gebieterisch, „Sie werden mir jetzt streng der Wahrheit gemäß zwei Fragen beantworten: Kennen Sie den Inhalt genau?"

„Zum Theil, seit heute."

„Und compromittirt er Ihre alte Freundin?"

Sie schwieg unschlüssig. Vielleicht gab er ihr bei Bejahung dieser Frage das Buch behufs der Vernichtung zurück, aber dann beschimpfte sie Tante Cordula's Andenken und bestätigte die abscheulichen Gerüchte von ihrer vermeintlichen Schuld.

„Es ist Ihrer unwürdig, daß Sie auf Ausflüchte sinnen, mag Ihre Absicht auch noch so gut und rein sein!" unterbrach er das momentane Schweigen streng. „Sagen Sie einfach Ja oder Nein!"

„Nein."

„Ich wußte es," murmelte er. „Und nun seien Sie verständig," mahnte er, „und fügen Sie sich in das Unabänderliche, ich werde das Buch lesen!"

Sie wurde blaß wie der Tod, aber auf's Bitten verlegte sie sich nicht mehr. „Thun Sie das, wenn es sich mit Ihrer Ehre verträgt!" stieß sie hervor. „Sie legen Hand an ein Geheimniß, das Sie nicht wissen sollen. . . . In dem Augenblicke, wo Sie das Buch aufschlagen, nehmen Sie den furchtbarsten, fortgesetzten Opfern eines ganzen Frauenlebens allen Werth!"

„Sie kämpfen tapfer, Felicitas," entgegnete er ruhig, „und wären die letzten Worte nicht, die jene Frau" — er deutete nach der Richtung, wo die Regierungsräthin verschwunden war — „in ihrer Raserei mir hingeworfen hat, so gäbe ich Ihnen das schlimme Geheimniß unbesehen zurück. So aber will und muß ich die Schande kennen, die auf meinem Namen liegt, und ist die arme Einsame in der Mansarde stark genug gewesen, sie vor fremden Augen zu hüten, so werde ich wohl auch die Kraft finden, sie zu ertragen. . . . Ich bin doppelt gezwungen, der Sache auf den Grund zu gehen. Die Linie Hellwig am Rhein ist offenbar im Mitbesitz des Geheimnisses und möglicherweise an irgend einer Büberei betheiligt — wenn Sie auch schweigen

und die Augen niederschlagen, ich sehe doch deutlich an Ihrem Gesichte, daß ich richtig vermuthe — meine Cousine wußte ohne Zweifel um die Familienschande und war nur entsetzt, sie plötzlich niedergeschrieben zu finden . . . ich werde mit diesen Hehlern abrechnen! . . . Trösten Sie sich, Fee!" fuhr er weich und zärtlich fort und strich sanft mit der Hand über den Scheitel des jungen Mädchens, das in stummer Verzweiflung vor ihm stand. „Ich kann nicht anders handeln; und wenn mir als Preis die Versicherung geboten würde, daß Sie sofort die Meine werden wollten — ich müßte ‚Nein' sagen!"

„Ich kann mich nie wieder beruhigen," rief sie in ausbrechender Klage, „denn ich habe Sie unglücklich gemacht durch meine Unvorsichtigkeit!"

„Sie werden ruhig werden," sagte er ernst und nachdrücklich, „wenn Sie einsehen lernen, daß Ihre Liebe mir Alles überwinden hilft, was das Leben Schweres auf meinen Weg wirft."

Er drückte ihre kleine, eiskalte Hand und ging in sein Zimmer. Felicitas aber preßte die heiße Stirn an das Fensterkreuz und starrte hinab in den Vorderhof, wo ein furchtbarer Gewitterregen mit solchem Ungestüm niederprasselte, als gelte es, das Blut des ge-

mordeten Adrian Hirschsprung von den Steinplatten wegzuwaschen, und mit ihm den Schandflecken, der auf dem Namen Hellwig lastete.

27.

Eine Stunde später trat der Professor in das Wohnzimmer seiner Mutter. Seine Hautfarbe war um einen Hauch bleicher als gewöhnlich; aber Gesichtsausdruck und Haltung ließen mehr als je die männliche Entschiedenheit und moralische Kraft hervortreten, die seine äußere Erscheinung zu einer bedeutenden machten.

Frau Hellwig saß hinter ihrem Asclepiasstocke und strickte. Masche um Masche wurden unter diesen fleischigen, weißen Händen zu Sprossen einer Leiter, die schnurstracks zum Himmel emporstieg — denn es war ein Missionsstrumpf, an welchem die große Frau strickte.

Der Professor legte ein aufgeschlagenes kleines Buch auf das Tischchen, hinter welchem sie saß.

„Ich habe in einer sehr ernsten Angelegenheit mit Dir zu reden, Mutter," sagte er, „zuvor aber muß ich Dich bitten, einen Blick in diese Blätter zu werfen."

Sie legte erstaunt den Strickstrumpf hin, setzte die Brille auf und nahm das Buch. „Ei, das sind ja der

alten Cordula ihre Kritzeleien!“ meinte sie unwirsch, aber sie fing an zu lesen.

Der Professor legte die linke Hand auf den Rücken, ließ die Rechte unablässig über den Bart gleiten und ging schweigend im Zimmer auf und ab.

„Ich sehe nicht ein, inwiefern mich die kindische Liebesgeschichte mit dem Schusterjungen interessiren soll!“ rief die große Frau unwillig, nachdem sie zwei Seiten überlesen hatte. „Wie kommst Du denn auf die Idee, mir die alte Scharteke zu bringen, die mir die ganze Stube verpestet mit ihrem Modergeruche?“

„Ich bitte Dich, lies weiter, Mutter“; rief der Professor ungeduldig. „Du wirst sehr bald den Modergeruch vergessen über anderen schlimmen Seiten, die das Buch hat.“

Sie nahm es mit sichtbarem Widerwillen auf und überschlug einige Blätter. Aber allmälig kam Spannung in dies Steingesicht; die knisternden Blätter flogen immer rascher durch ihre Finger. Ein feines Roth trat in die weißen Wangen, es lief über die Stirn und wurde plötzlich zu Purpur. . . Merkwürdiger Weise jedoch war es weder ein eigentlicher Schrecken, noch gar Entsetzen, was die Frau erfaßte — mit einem maßlosen Er-

staunen, in das sich sehr bald ein unsäglicher Hohn mischte, ließ sie das Buch in den Schooß sinken.

„Das sind ja merkwürdige Dinge! Ei sieh da, wer hätte das gedacht! Die ehrenhafte, hochangesehene Familie Hellwig! rief sie, die Hände zusammenschlagend — in ihrer Stimme stritten Haß, Triumph und gesättigte Bosheit. — „Also die Geldsäcke, auf denen die stolze Frau Commerzienräthin, meine Frau Schwiegermutter, stand, waren zum Theile gestohlen! . . . Ei, ei, da rauschte man in Sammet und Seide daher — da gab man Feste, wo der Champagner in Strömen floß, und wo man sich von den Schmarotzern eine schöne und geistreiche Frau nennen ließ! . . . Und ich, ich mußte diese jubilirenden Gäste bedienen — Niemand beachtete neben der leichtfertigen, üppigen Frau die arme, junge Verwandte, die in ihrer Tugend und Gottesfurcht hoch stand über den sündhaften, elenden Schwelgern. . . . Da hab' ich oft die Zähne zusammengebissen und im Herzen zu meinem Gotte gebetet, er möge dieses verruchte Treiben strafen nach seiner Gerechtigkeit! . . . Er hatte bereits gerichtet. O, wie wunderbar sind seine Wege! — Es war gestohlenes Geld, das sie verpraßten — ihre Seelen sind zwiefach verloren!"

Der Professor war bewegungslos mitten im Zim-

mer stehen geblieben. Er hatte diese Art Auffassung so wenig vorausgesehen, daß er einen Augenblick fassungslos schwieg.

„Wie Du die Großmutter verantwortlich machen kannst, daß sie unbewußt diese veruntreuten Gelder benutzt hat, begreife ich nicht, Mutter," sagte er nach einer kurzen Pause entrüstet. „Dann sind auch unsere Seelen verloren, denn wir sind bis auf den heutigen Tag im Genusse der Zinsen verblieben. . . Uebrigens wirst Du bei dieser Ansicht um so mehr mit mir einverstanden sein, daß wir uns das sündhafte, unehrliche Geld so bald wie möglich vom Halse schaffen und es bei Heller und Pfennig zurückgeben."

Vorhin, bei ihrem grenzenlosen Erstaunen, war Frau Hellwig sitzen geblieben und hatte einfach ihre Hände zusammengeschlagen; jetzt stützte sie dieselben auf die Armlehnen des Stuhles und fuhr mittelst eines Ruckes empor.

„Zurückgeben?" wiederholte sie, als zweifle sie, recht gehört zu haben. „Wem denn?"

„Nun, selbstverständlich den möglicherweise existirenden Hirschsprung'schen Erben."

„Wie, an die ersten, besten Strolche und Tagediebe, die vielleicht daher kommen und sich melden, sollten

wir eine so enorme Summe hinausbezahlen? . . . Vierzigtausend Thaler blieben ja wohl der Familie Hellwig, nachdem —"

„Ja, nachdem Paul Hellwig, der Ehrenmann, der echte und gerechte Streiter Gottes, der unleugbare Erbe des Himmelreiches, zwanzigtausend Thaler an sich gerissen hatte!" unterbrach sie der Professor, bebend vor Entrüstung. „Mutter, Du lässest die Seele meiner Großmutter zur Hölle fahren, weil sie unwissentlich geraubtes Geld verwendet hat — was verdient Der, welcher mit teuflischer Ueberlegung und Berechnung ein Vermögen stiehlt?"

„Ja, er ist einen Moment der Versuchung erlegen", versetzte sie, ohne auch nur im Mindesten ihre Fassung zu verlieren. „Er war damals ein unbesonnener, junger Mensch, der den rechten Weg noch nicht gefunden hatte — der Teufel wählt ja gerade die besten und edelsten Seelen, um sie dem Reiche Gottes abwendig zu machen — aber er hat sich empor gerafft aus dem Pfuhle der Sünde, und es steht geschrieben: ‚Es wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.' Er kämpft unermüdlich für den heiligen Glauben — das Geld ist entsühnt, geheiligt in seinen Händen; denn er benutzt es zu Gott wohlgefälligen Zwecken!"

„Wir Proteſtanten haben auch unſern Jeſuiten-orden, wie ich ſehe!“ lachte der Profeſſor in unſäglicher Bitterkeit auf.

„Genau ſo verhält es ſich mit dem, was an unſer Haus gekommen iſt,“ fuhr die große Frau unerſchütterlich fort. „Sieh' Dich um, ob nicht auf Allem, was wir thun und wirken, Gottes Hand ſichtbar ruht! . . . Klebte die Sünde noch an dem Gelde, es könnte nicht ſo herrliche Früchte bringen. . . . Wir, Du, mein Sohn, und ich, haben in Segen verwandelt, was einſt Verbrechen geweſen iſt, durch unſern Eifer im Dienſte des Herrn, durch unſern gottſeligen Wandel.“

„Ich bitte Dich, Mutter, mich laſſe unerwähnt!“ unterbrach er auf's Tiefſte empört dieſe haarſträubende Beweisführung. Er griff mit der Hand nach der Stirne und preßte ſie, als ob ſie unſäglich ſchmerze.

Ein giftiger Blick flog hinüber nach dem proteſtirenden Sohne, aber nichtsdeſtoweniger fuhr die große Frau mit erhöhter Stimme fort: „Wir ſind nicht ermächtigt, Mittel, mit denen wir einer heiligen Sache dienen, mir nichts, dir nichts, fortzuwerfen, damit ſie vielleicht in weltlichen Genüſſen vergeudet werden. . . . Das iſt der Hauptgrund, aus welchem ich mich mit allen Kräften gegen ein Aufrühren dieſer verſchollenen

Geſchichte ſträuben werde — der zweite iſt, daß Du einen Deiner Vorfahren beſchimpfſt.“

„Beſchimpft hat er ſich ſelber und uns alle mit!“ ſagte der Profeſſor rauh und finſter. „Aber wir können wenigſtens unſere Ehre retten, indem wir es verſchmähen, die Hehler zu machen.“

Frau Hellwig verließ die Eſtrade und trat in ihrer ganzen Ueberlegenheit und ſtattlichen Würde vor ihren Sohn.

„Gut — ſetzen wir den Fall, ich gäbe Dir nach in dem widerwärtigen Handel,“ ſagte ſie kalt. „Wir nähmen alſo dieſe vierzigtauſend Thaler — deren Verluſt uns, nebenbei geſagt, zu einer nur mäßig bemittelten Familie machen müßte, aber ſehen wir einmal auch davon gänzlich ab — alſo wir nähmen dies Geld und gäben es bei Heller und Pfennig zurück — wie nun, wenn die lachenden Erben auch noch die aufgelaufenen Zinſen und Zinſeszinſen forderten — was dann?“

„Ich glaube nicht, daß ſie dazu berechtigt ſind — wenn das aber der Fall wäre, dann müßteſt Du Dich eben an das Wort halten: ‚Ich will die Sünden der Väter heimſuchen an den Kindern.‘“

„Ich bin keine geborene Hellwig — vergiß das nicht, mein Sohn!“ unterbrach ſie ihn ſchneidend. „Einen

völlig unbefleckten, hochangesehenen Namen habe ich mit in dies Haus gebracht — mein Vater war ein fürstlicher Rath, auf mich fällt die Schande mithin nicht; ebenso wenig bin ich gesonnen, irgend ein pecuniaires Opfer zu bringen, um den Flecken abzuwaschen — meinst Du, ich sollte in meinen alten Tagen darben um einer fremden Sünde willen?"

„Darben, wo Du einen Sohn hast, der im Stande ist, für Dich zu sorgen? . . . Mutter; glaubst Du nicht, daß ich Dir mit dem, was ich gelernt habe, ein schönes, völlig sorgenfreies Alter verschaffen kann?"

„Ich danke Dir, mein Sohn!" sagte sie eisig. „Aber ich ziehe es doch vor, von meinen Renten zu leben und mein eigener Herr zu bleiben. Ich hasse die Abhängigkeit — seit dem Tode Deines Vaters habe ich keinen Willen gekannt als den des Herrn, meines Gottes, und meinen eigenen — und so soll es bleiben. . . . Uebrigens streiten wir nicht um des Kaisers Bart! Ich erkläre Dir hiermit, daß ich diese ganze Geschichte für eine Erdichtung der hirnverbrannten Person unter dem Dache halte. — Nichts in der Welt wird mich zwingen, sie als wahr, als wirklich geschehen anzuerkennen!"

In diesem Augenblicke wurde die Thür geräuschlos

geöffnet, und die Regierungsräthin trat herein. Die schöne Frau hatte geweint, aber diesmal nicht als Mater dolorosa — man sah die Spuren deutlich an den gerötheten Augenlidern, und auf dem zarten Sammet der Wangen glühten dunkle Flecken. Es war unverkennbar, die Leidenschaft hatte eben noch diese Seele derb geschüttelt, wenn auch von Seiten der Dame Alles geschah, die unwiderleglichen Zeugen zu einem Gesammtbilde unverschuldeten Leidens umzustempeln. — Sie hatte, um ihr sehr derangirtes Haar zu verstecken, eine weiße, duftige Tüllecharpe um den Kopf geschlungen; das ideale Haupt mit den einzelnen, dicken blonden Locken, die sich regellos unter dem Tülldufte hervorstahlen, erhielt dadurch etwas Verklärtes. Jedenfalls hatte man versucht, den so lange festgehaltenen Nimbus des zart Mädchenhaften und der naiven Kindlichkeit einstweilen durch die unschuldig weißen Tüllwogen zu ersetzen.

Sie sah das verhängnißvolle Buch auf dem Tische liegen und zuckte zusammen. Langsam, wie eine Büßende, schritt sie auf den Professor zu und bot ihm mit schamvoll abgewandtem Gesichte die Hand — er verweigerte ihr die seinige.

„Verzeihe mir, Johannes," bat sie. „Ach, ich bin

ſo ungeſtüm geweſen, daß ich's vor mir ſelbſt nicht verantworten kann! . . . Ich, die ich ſonſt ſo ſtill und ruhig in meinem Gemüthe bin, wie konnte ich nur ſo heftig werden! Aber die unſelige Geſchichte, ſie trägt ganz allein die Schuld! . . . Bedenke, Johannes, mein lieber Papa iſt durch dies abſcheuliche Buch dort compromittirt, und Dir wollte ich doch auch um jeden Preis eine niederſchlagende Entdeckung erſparen. . . . Ich kann mir nicht helfen, aber ich muß immer denken, Caroline habe dieſen entſetzlichen Zeugen aufgeſtöbert, nur um uns vor ihrem Weggange noch einen recht ſchlimmen Streich zu ſpielen. . . ."

„Hüte Deine verleumderiſche Zunge!" rief er drohend und ſo heftig auffahrend, daß ſie erſchrocken ſchwieg. „Uebrigens will ich Dir verzeihen," ſetzte er nach einer Pauſe, ſich mühſam beherrſchend, hinzu, „aber nur unter einer Bedingung."

Sie ſah ihn fragend an.

„Daß Du mir ohne jedweden Rückhalt mittheilſt, auf welche Weiſe Du in den Beſitz des Geheimniſſes gekommen biſt."

Einen Augenblick ſchwieg ſie, dann hob ſie niedergeſchlagen an: „In Papa's letzter Krankheit, die, wie Du weißt, einen tödtlichen Verlauf zu nehmen ſchien,

forderte er mich auf, ihm verschiedene Papiere aus seinem Secretair zu bringen — ich mußte sie vor seinen Augen vernichten: es waren Hirschsprung'sche Documente, wahrscheinlich hatte er sie als Curiositäten aufbewahrt. . . . Machte ihn nun die scheinbare Nähe des Todes mittheilsamer, oder hatte er überhaupt das Bedürfniß, einmal über diesen Vorgang zu sprechen — genug — er weihte mich ein —"

„Und schenkte Dir ein gewisses Armband, nicht wahr?" warf der Professor ingrimmig ein.

Sie nickte schweigend und sah flehend und hülfsbedürftig zu ihm auf.

„Hältst Du den Vorfall nach dieser Erklärung noch für die Erdichtung einer Wahnsinnigen?" wandte sich der Professor kalt lächelnd nach seiner Mutter um.

„Ich weiß nur, daß diese Person," sie deutete zornbebend auf die junge Frau, „an Faselei und Unverstand Alles übertrifft, was mir bis jetzt vorgekommen ist! . . . Da ist aber der Eitelkeitsteufel, der läßt Einem keine Ruhe, da muß man solch' ein seltenes Armband umlegen, das bewundern die Leute und sehen auch so nebenbei den schönen, weißen Arm!"

Die Regierungsräthin fiel aus ihrer Rolle als schmerzlich Büßende und schleuderte einen wilden Blick

auf die Tante, die plötzlich eine ihrer schwächsten Seiten schonungslos an das Licht zog.

„Ich will nicht weiter erörtern, Adele, wie es Dir bei Deinem Gemüthe, dessen Reinheit und Schuldlosigkeit Du bei jeder Gelegenheit betonst, möglich gewesen ist, gestohlenen Schmuck zu tragen," sagte der Professor scheinbar ruhig, aber in seiner Stimme grollte es dumpf, wie vor dem Ausbruche eines heranziehenden Gewitters. „Es bleibt Dir selbst überlassen, zu entscheiden, wer strafbarer ist, ob die arme Mutter, die Brod für ihre hungernden Kinder stiehlt, oder die reiche, elegante Frau, die im Wohlleben schwimmt und den Diebstahl liebevoll protegirt. . . Daß Du aber die Stirn haben konntest, diesen veruntreuten Schmuck mit großer Ostentation um die reine Hand des Mädchens zu legen, welches Dir Dein Kind gerettet hatte, — Du sagtest dabei ausdrücklich das Armband sei Dir sehr werth, aber für Aennchen könntest Du das Liebste freudig opfern; — daß Du es ferner gewagt hast, im Hinblicke auf die Abkunft jenes Mädchens Dich auf den hohen Standpunkt einer makellosen Abstammung zu stellen, alle Tugenden des reinen Blutes für Dich beanspruchend und sie in die Sphäre der Verdorbenheit hinabstoßend, während Du um die That Deines Vaters wußtest: das ist

eine empörende Infamie, die nicht ſtreng genug gerichtet werden kann!“

Die Regierungsräthin wankte, ſchloß die Augen und griff mit unſicher tappender Hand nach der Tiſchecke, um ſich feſtzuhalten.

„Nun, ganz Unrecht haſt Du nicht, Johannes,“ ſagte die große Frau, indem ſie die Wankende behufs der Erweckung derb am Arme ſchüttelte, ohnmächtige Frauen waren ihr ein Gräuel, „ganz Unrecht haſt Du nicht, aber Dein letzter Ausſpruch klingt denn doch zu ſtark! Eine grenzenloſe Dummheit war's freilich, allein deshalb darfſt Du doch nicht vergeſſen, was Du Adelens Stellung ſchuldig biſt. . . Der Vergleich mit der armen Frau war — nimm mir's nicht übel — ein wenig albern. . . Es iſt ein bedeutender Unterſchied, ob man ‚herrenloſes Gut‘ findet, oder mit allem Vorſatze Anderen Brod ſtiehlt. . . Aber das iſt auch wieder ſo eine von den abſcheulichen neumodiſchen Ideen, daß man Vergleiche macht zwiſchen dem gemeinen Volke und den Höhergeſtellten; es befremdet mich höchlich, ſolche Dinge aus Deinem Munde zu hören. Ebenſo iſt es geradezu unverantwortlich, ein Mädchen wie die Caroline, einer Frau von Stande in der Weiſe gegenüber zu ſtellen, ſolch' eine Dirne —“

„Mutter, ich habe Dir bereits heute Nachmittag im Garten erklärt, daß ich die unverzeihlichen Angriffe auf die Ehre dieses Mädchens nicht mehr dulden werde!“ rief der Professor, und die gewaltige Zornader erschien auf seiner Stirn.

„Oho, mehr Beherrschung und Achtung, mein Herr Sohn, wenn ich bitten darf! Du stehst vor Deiner Mutter!“ gebot sie, während sie abwehrend die Hand gegen ihn ausstreckte, ein vernichtender Blick zuckte aus ihren kalten, grauen Augen. „Du spielst Dich ja vortrefflich auf den Ritter dieser hergelaufenen Prinzessin; da wird mir freilich nichts Anderes übrig bleiben, als ihr auch meinen Respect zu Füßen zu legen!“

„In den Fall wirst Du allerdings kommen, Mutter,“ antwortete er mit großer Ruhe auf diesen beißenden Hohn, und seine Augen hafteten sich fest und durchdringend auf ihr Gesicht. „Du wirst ihr die Achtung und den Respect nicht versagen dürfen, denn — sie wird mein Weib werden!“

Und es geschah wirklich, das Unerhörte — das alte Kaufmannshaus blieb stehen nach dieser Erklärung; die Erde öffnete sich nicht, um die kleine Stadt sammt dem mißrathensten aller Hellwige zu verschlingen, wie die große Frau in der ersten entsetzensvollen Bestürzung

vermuthete... Er ſelbſt ſtand dort, kaltblütig und unerſchütterlich, das Bild eines Mannes, der mit ſich abgeſchloſſen hat, und an dem Weiberthränen, Krämpfe und Zorneswüthen machtlos abprallen, wie die Wellen am felſenharten Ufer.

Frau Hellwig war förmlich ſprachlos zurückgetaumelt — die Regierungsräthin aber erwachte aus ihrer halben Ohnmacht und ſtieß ein hyſteriſches Gelächter aus. Der verklärende Schleier fiel vom Haupte herab auf den Nacken, und die zerſtörten Locken, in welchen noch die halbverwelkte Purpurroſe von heute Nachmittag hing, ringelten ſich wie Nattern um die geröthete Stirne.

„Da haſt Du Deine vielgeprieſene Weisheit, Tante!“ rief ſie gellend. „Jetzt triumphire ich! . . . Wer hat Dich himmelhoch gebeten, dies Mädchen um jeden Preis zu verheirathen, ehe Johannes käme? . . . Mir ſagte es eine untrügliche Ahnung beim erſten Anblicke dieſer Perſon, daß ſie unſer aller Unglück werden würde . . . Nimm Du nun auch die Schande auf Dich, gegen welche Du Dich gefliſſentlich verblendet haſt! — Ich aber werde ſofort nach Bonn abreiſen, um den Profeſſorenfrauen zu verkünden, welcher Art die neue, kleine Collega iſt, die nächſtens in ihren excluſiven Kreis eintreten wird.“

Sie ſtürzte zur Thür hinaus.

Währenddem war die Erſtarrung der großen Frau gewichen. Sie umgürtete ſich mit ihrer ganzen eingebildeten Hoheit und äußeren Würde.

„Ich habe Dich vorhin offenbar falſch verſtanden, Johannes,“ ſagte ſie ſcheinbar ſehr gelaſſen.

„Wenn Du das glaubſt, ſo werde ich meine Erklärung wiederholen,“ verſetzte er kalt und unbeugſam. „Ich werde mich mit Felicitas d'Orlowska verheirathen.“

„Du wagſt es, mir gegenüber dieſe wahnſinnige Idee feſtzuhalten?“

„Statt aller Antwort frage ich Dich: Würdeſt Du mir auch jetzt noch Deinen Segen zu einer Verheirathung mit Adele geben?“

„Ohne Weiteres. Sie iſt eine ſtandesgemäße Partie — ich kenne keinen größeren Wunſch.“

Der Profeſſor wurde dunkelroth im Geſichte; man ſah, wie er die Zähne zuſammenbiß, um eine Fluth heftiger Worte zurückzuhalten.

„Mit dieſer Erklärung haſt Du den letzten Reſt von Berechtigung verloren, in einer meiner wichtigſten Lebensfragen mitzuſprechen,“ preßte er, ſich mühſam bezwingend, hervor. „Daß dies moraliſch durch und durch verdorbene Geſchöpf, dieſe erbärmliche Heuchlerin,

mein ganzes Leben vergiften müſſe, kommt alſo nicht in Betracht. . . Du ſitzeſt ruhig hier in Deinem ſtattlichen Hauſe und es genügt Dir vollkommen, von Deinem fernen Sohne ſagen zu können: ‚Er hat ſich ſtandesgemäß verheirathet‘. . . Dieſem unbegrenzten Egoismus gegenüber erkläre ich Dir, daß ich um jeden Preis glücklich werden will, und das kann ich nur mit jenem armen, verachteten Waiſenkinde, das wir einſt ſo grauſam gemißhandelt haben!“

Frau Hellwig ſtieß ein rauhes Hohngelächter aus.

„Noch halte ich an mich, nicht das Schlimmſte auszuſprechen!“ rief ſie mit zuckenden Lippen. „Vergiß nicht: ‚des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer, aber der Mutter Fluch reißt ſie nieder!‘“

„Willſt Du behaupten, Dein Segen vermöge Adelens moraliſche Gebrechen wegzuwaſchen? . . . Eben ſo wenig kann ein Fluch wirken, wenn er auf ein ſchuldloſes Haupt fällt. . . Du wirſt ihn nicht ausſprechen, Mutter! Gott nimmt ihn nicht an — er fällt auf Dich zurück und macht Dein Alter einſam und liebeleer!“

„Was frage ich danach? . . . Ich kenne nur zwei Dinge, an die ich mich halte, die meine Richtſchnur ſind: Ehre und Schande! . . . Du haſt meinen Willen

zu ehren, und kraft dieſer Pflicht wirſt Du Deinen unſinnigen Ausſpruch widerrufen!“

„Nie! darein ergieb Dich Mutter!“ rief der Profeſſor zurück und verließ das Zimmer, während ſie mit ausgeſtreckten Armen wie eine Bildſäule ſtehen blieb. Ob dieſe verzerrten, blutloſen Lippen den Fluch geſprochen? Kein Laut drang heraus in die Hausflur, und wenn es geſchehen, er wäre ſpurlos verhallt — der Gott der Liebe giebt nicht ein ſo furchtbares Werkzeug in die Hände der Böſen und Rachſüchtigen!

Durch das große Viereck des Vorderhofes huſchten bereits die Schatten der hereindämmernden Nacht. Sturm und Gewitter hatten ausgetobt, aber noch flatterten dunkle, zerriſſene Wolkengebilde über den Himmel, wie zürnende Verlaſſene, die ſich gegenſeitig mit Rieſenarmen zu erreichen ſuchten, um als vereinte Macht herabzuſtürzen. . .

Droben im erſten Stocke wurden Thüren geſchlagen, Kaſten geſchoben, und ſchwerfällige und behende Füße liefen auf und nieder — es wurde eingepackt auf Nimmerwiederkehr. „Da hätten wir alſo das Ende vom ‚Blümelein Vergißmeinnicht!‘“ brummte Heinrich ſeelenvergnügt vor ſich hin, indem er einen großen Koffer über den Vorſaal trug.

Wie ruhig und gelaſſen gegen das Haſten und Poltern im Vorderhauſe erſchien das blaſſe Mädchengeſicht im großen Bogenfenſter des Hofes! Eine Küchenlampe brannte auf dem Tiſche, und daneben ſtand das Köfferchen mit Felicitas' Kindergarderobe. Frau Hellwig hatte, den Miſſionsſtrumpf in der Hand, von ihrer Eſtrade aus vor einer Stunde den Befehl gegeben, dem Mädchen ihren „Plunder" auszuliefern, „damit es keine Urſache habe, die Nacht noch im Hauſe zu bleiben." . . . Felicitas hielt eben noch das kleine Petſchaft mit dem Hirſchſprung'ſchen Wappen gegen das Licht, als das bleiche Geſicht des Profeſſors im Bogenfenſter erſchien.

„Kommen Sie, Felicitas! Nicht eine Secunde länger ſollen Sie in dieſem Hauſe des Verbrechens und der bodenloſen Selbſtſucht bleiben," ſagte er tief erregt. „Laſſen Sie einſtweilen dieſe Sachen hier, Heinrich wird Ihnen morgen Alles bringen."

Sie warf ihren Shawl über und traf gleich darauf mit dem Profeſſor in der Hausflur zuſammen. Er nahm ihre Hand feſt in ſeine Rechte und führte ſie durch die Straßen. Am Hauſe der Hofräthin Frank läutete er.

„Ich bringe Ihnen einen Schützling," ſagte er zu der alten Dame, die das Paar im erleuchteten, trauten

Wohnzimmer freundlich, aber erstaunt empfing. Er ergriff ihre Hand und legte die des jungen Mädchens hinein. „Ich vertraue Ihnen viel an, Mama," fuhr er bedeutsam fort, „hüten und beschützen Sie mir Felicitas wie eine Tochter — bis ich sie von Ihnen zurückfordern werde."

28.

Das junge Mädchen war nur durch einige Straßen und über zwei Schwellen gegangen; aber welch' äußeren und inneren Umschwung hatten diese wenigen Schritte bewirkt! . . . Die gewaltigen Steinmassen des alten Kaufmannshauses lagen hinter ihr und mit ihnen der Druck einer unwürdigen Behandlung. . . Hell und sonnig war es, wohin sie blickte — nicht der leiseste Zug jenes finsteren Zelotenthums trat ihr entgegen, das wie ein unheimlicher Nachtvogel über dem Hellwig'schen Hause kreiste und mit seinen Fängen jede arglos nahende Menschenseele zu packen suchte. . . Eine freie, gesunde Weltanschauung, lebhaftes Interesse für Alles; was die Welt Schönes und Herrliches hat, und ein fröhliches, inniges Familienleben, das waren die Eigenschaften, die im Frank'schen Hause vorwalteten. Felicitas befand sich

somit in ihrem eigentlichen Lebenselemente. Es war ihr ein süß wehmüthiges Gefühl, sich plötzlich wieder mit all' den Schmeichelnamen nennen zu hören, die Tante Cordula ihr gegeben hatte — sie war sofort das Schooßkind des Frank'schen Ehepaares geworden.

So sah die äußere Wandlung aus, die mit ihr vorgegangen — vor der inneren, tiefgehenden stand sie selbst in süßer Befangenheit. . . Sie hatte an jenem Abende auf die Aufforderung des Professors hin ohne Weiteres ihre wenigen Habseligkeiten liegen lassen; in der Hausflur hatte sie stumm ihre kleine Hand in seine Rechte geschmiegt und war mit ihm gegangen, ohne wissen zu wollen, wohin. . . Und wenn er sie weiter geführt hätte durch die dunklen Straßen, zum Thore hinaus — sie wäre mit ihm gepilgert über die ganze Erde, ohne ein Wort des Widerspruchs oder des Zweifels. Sie war ein seltsames Geschöpf, das bei aller feurigen Phantasie, bei einem enthusiastischen, hochaufstiegenden Geiste doch unerbittlich eine feste Basis für alles Thun und Lassen forderte. Die innigen Liebesbetheuerungen des Professors, sein angstvolles Flehen hatten ihr das Herz zerrissen, aber sie wären weit davon entfernt gewesen, ihren Entschluß zu erschüttern, eine innere Umkehr zu bewirken — es mußte etwas

ganz Anderes gesprochen werden, um dies Mädchen zu gewinnen, und er hatte es gethan, jedenfalls, ohne es zu wissen. Er hatte ihr bei Verweigerung des Buches gesagt: „Ich kann nicht anders handeln, und wenn mir als Preis die Versicherung geboten würde, daß Sie sofort die Meine werden wollten, ich müßte ‚nein' sagen." Trotz der angstvollen Situation, in welcher sie sich damals befand, hatte ihr das Herz doch aufgejubelt — die Kraft des männlichen Entschlusses, der Nachdruck, mit welchem er zur Geltung gebracht wurde, selbst um den höchsten Preis — sie waren die einzige Lösung der Frage gewesen, und da war es nun, das Vertrauen, ohne welches sie sich ein Zusammenleben mit ihm nicht hatte möglich denken können!

Der Professor kam jeden Tag in das Frank'sche Haus. Er war ernster und verschlossener als je — es lastete viel auf ihm. Der Aufenthalt in seinem mütterlichen Hause war unerträglich. Wahrscheinlicherweise hatte die fortgesetzte, ungewöhnliche innere Aufregung endlich doch die stählernen Nerven der großen Frau erschüttert — sie wurde krank und mußte das Bett hüten. Sie weigerte sich zwar consequent, ihren Sohn zu sehen — Doctor Böhm mußte sie ärztlich behandeln — aber der Professor war dadurch gezwungen, in X. zu bleiben.

. . . Mittlerweile hatte er den Rechtsanwalt Frank, als Curator der Hirſchſprung'ſchen Erben, in das Familiengeheimniß eingeweiht und ihm den feſten Entſchluß ausgeſprochen, das Unrecht ſühnen zu wollen. Alle Einwürfe, die der Freund vom juriſtiſchen Standpunkte aus verſuchte, dieſe Sühne wenigſtens zu beſchränken, entkräftete der Profeſſor ſtets durch die entſchiedene Frage, ob er das Geld für ein ehrlich erworbenes halte, und das konnte ſelbſt der Advokat nicht mit „ja" beantworten. Uebrigens meinte der Rechtsanwalt genau wie Frau Hellwig, wenn auch von einem anderen Geſichtspunkte aus, es ſei dies ein Streiten um des Kaiſers Bart, denn er glaube nicht an die Exiſtenz der Hirſchſprung'ſchen Familie. Aber ſeiner Anſicht nach durfte dem ſtrenggläubigen Verwandten am Rhein, dem hochangeſehenen Herrn Paul Hellwig eine tüchtige Nervenerſchütterung nicht erſpart werden, und deshalb wurde der wehrhafte Streiter Gottes zur Herausgabe der veruntreuten zwanzigtauſend Thaler aufgefordert. Der fromme Mann antwortete ruhig, mit dem gewohnten ſalbungsvollen Schwunge, er habe allerdings dieſe Summe von ſeinem Onkel erhalten, als Tilgung einer alten Familienſchuld, denn ſein Vater ſei von der Hellwig'ſchen Hauptlinie übervortheilt worden. Woher der

Onkel das Geld genommen, sei ihm völlig gleichgültig gewesen und mache ihm auch jetzt nicht die mindesten Scrupel — das sei nicht seine Sache. Das Geld befände sich in den besten Händen; er betrachte sich überhaupt nicht als Besitzer seines Vermögens, sondern als Verwalter, und zwar im Dienste des „Herrn". Er werde den Besitz der Summe aus diesem Grunde mit allen Kräften zu vertheidigen wissen und es getrost auf einen Proceß ankommen lassen . . .

Ziemlich ebenso antwortete Nathanael, der Student. Ihm war es „sehr egal", was ein längst vermoderter Vorfahr vor so und so viel Jahren verschuldet hatte — er hielt sich durchaus nicht für verpflichtet, Anderer Sünden weiß zu waschen, und wollte sein Erbtheil auch nicht um einen Pfennig verkürzt sehen; auch er erwartete einen Proceß in aller Gemüthsruhe, wie er schrieb, und freute sich bereits auf den Moment, wo die muthmaßlichen Erben die Kosten, und sein „überspannter" Herr Bruder seinen hochangesehenen Namen hinterdrein werfen würde.

„Da bleibt mir also nichts übrig," sagte bitter lächelnd der Professor, indem er diese schriftlichen Zeugen Hellwig'scher Ehrenhaftigkeit auf den Tisch warf, „als Alles zu opfern, was ich an Erbtheil und Ersparnissen

beſitze, wenn ich nicht auch Hehler und Mitwiſſer einer ſchlechten Sache ſein will!

So war allmälig das Ende der Ferien herangekommen. Frau Hellwig war wieder außer Bett, hatte aber entſchieden erklärt, ihren Sohn vor ſeiner Abreiſe nur unter der Bedingung noch einmal wiederzuſehen, daß er den ganzen „verrückten“ Hirſchſprung'ſchen Handel als niedergeſchlagen betrachte und ſeinen Entſchluß, Felicitas zu heirathen, widerrufe — das genügte, um Mutter und Sohn für immer zu trennen.

Felicitas befand ſich in einer ſchwer zu beſchreibenden Stimmung. So lange ſie im Frank'ſchen Hauſe war, ſaß ſie jeden Nachmittag zur beſtimmten Stunde mit klopfendem Herzen am Fenſter und ſah verſtohlen die Straße hinab — dann kam ſie endlich um die Ecke, die kräftige, männliche Geſtalt mit dem mächtigen Vollbarte und der ruhigen Haltung. Es bedurfte jedesmal der ungeheuerſten Selbſtüberwindung, daß das junge Mädchen nicht aufſprang und ihm bis auf die Straße entgegenging. . . Dann kam er näher und näher, er ſah nicht rechts, noch links, er grüßte die Vorübergehenden nicht — ſein Blick haftete unverwandt auf dem Fenſter, hinter welchem der Mädchenkopf ſich ſcheinbar über die Arbeit neigte; endlich war der Moment ge-

kommen, wo man aufſehen durfte — die vier Augen begegneten ſich, ach, das Leben ſchloß doch ein Uebermaß der Glückſeligkeit in ſich, von der das junge Herz bis dahin nicht einmal geträumt hatte! — Der Profeſſor ſprach zwar nie mit einer Silbe über ſeine Liebe, Felicitas hätte denken können, dies Gefühl ſei durch die letzten Ereigniſſe bei ihm völlig in den Hintergrund gedrängt worden; wären nicht eben ſeine Augen geweſen; aber dieſe ſtahlfarbenen Augen folgten ihr unabläſſig, ſobald ſie durch das Zimmer ging oder eine häusliche Verrichtung beſorgte, ſie leuchteten auf, wenn ſie eintrat, wenn ſie den Kopf von der Arbeit hob und ihm das Geſicht voll zuwandte. Sie wußte, daß ſie noch „ſeine Fee“ war, „die daheim auf ihn warten und an ihn denken ſollte,“ und in dem Sinne empfing ſie ihn auch bei ſeinen nachmittägigen Beſuchen. Das Mädchen mit dem einſt ſo eiſenharten Sinne, mit dem haßerfüllten Blicke und der kalt zurückweiſenden Haltung ahnte nicht, welch' ein Zauber und Liebreiz ihrem ganzen Weſen jetzt entſtrömte; alles Schroffe, alle Härten dieſes vielgeprüften Charakters waren untergegangen in der ſüßinnigen, demüthigen Liebe des Weibes.

Und da ſollte nun morgen ein Tag werden, wo ſie vergebens am Fenſter ſitzen und ihn erwarten würde.

In der ſtets erſehnten Nachmittagsſtunde war er bereits weit, weit von ihr entfernt, zahlloſe fremde Geſichter hatten ſich zwiſchen ihn und ſeine Fee gedrängt — es verging vielleicht ein ganzes, unermeßlich langes Jahr, ehe ſie ihn wiederſehen durfte; was ſollte das für eine Zeit werden, die nun kam? ... Felicitas blickte in einen öden, leeren Raum, in welchem ſie ſich nicht mehr zurecht finden konnte — ſie hatte ja ihr Steuer verloren.

Am Tage vor der Abreiſe des Profeſſors ſaßen die Familie Frank und Felicitas beim Mittagseſſen, als das Dienſtmädchen eintrat und dem Rechtsanwalt eine Karte übergab. Ein jähes Roth der Ueberraſchung ſchoß in ſein Geſicht, er warf die Karte auf den Tiſch und ging hinaus; auf dem kleinen, weißglänzenden Blättchen ſtand: „Lutz von Hirſchſprung, Rittergutsbeſitzer aus Kiel.“ .. Man hörte draußen in der Hausflur eine männliche Stimme mit vornehmer Ruhe in elegantem Deutſch ſprechen, dann gingen die zwei Herren hinauf in das Zimmer des Rechtsanwaltes.

Während das Frank'ſche Ehepaar ſich über das Auftauchen dieſes doch gewiſſermaßen in das Reich der Fabel verſetzten Erben in einen lebhaften Gedankenaustauſch vertiefte, ſaß Felicitas in großer Gemüthsbewegung ſchweigend da. .. Das arme Spielerskind, das,

losgelöst aus jeglicher Familienverbindung, bisher einsam inmitten Fremder gestanden hatte, fand sich plötzlich unter einem Dache mit einem unbekannten Blutsverwandten. . . War er ihr Großvater, oder ein Bruder ihrer Mutter? Hatte diese ernst-ruhige Stimme da draußen, deren Klang dem jungen Mädchen durch Mark und Bein gegangen, einst den Fluch gesprochen über die abtrünnige Tochter Derer von Hirschsprung?

Der Ankömmling nannte sich genau wie sein ausgewanderter Vorfahr. Dieser fast antediluvianisch klingende Namen lag sehr aristokratisch mit viel Ostentation auf der kleinen Karte. Man liebt es, die alten Kraftnamen aus dem Schutte und Staube vergangener Jahrhunderte hervorzusuchen — sie lassen unwillkürlich eine eisenklirrende Rittergestalt vor uns aufsteigen und kennzeichnen doch das aristokratische Blut, wenn sie auch unserem heutigen Pygmäengeschlechte im schwarzen Fracke wunderlich genug anstehen. . . Diese Linie der Hirschsprungs legte ersichtlich viel Gewicht auf ihre Ahnen; es ließ sich fast mit Gewißheit voraussehen, daß die Taschenspielerstochter ihre Verwandtschaft mit dem Herrn Rittergutsbesitzer nicht ungestraft würde geltend machen können. Bei dem Gedanken an eine Zurückweisung empörte sich jeder Blutstropfen in Felicitas; sie schloß die

Lippen feſter auf einander, als wolle ſie damit jedes raſche Wort zurückdrängen, das ihr möglicherweiſe in der Aufregung entſchlüpfen konnte. Dagegen ließ ſich ihr lebhaftes Verlangen, den Mann zu ſehen, nicht unterdrücken, und die Gelegenheit ſollte ihr werden.

Bald nach der Ankunft des Fremden hatte der Rechtsanwalt den Profeſſor zu ſich beſchieden. Die Conferenz der drei Herren dauerte weit über zwei Stunden. Während dieſer Zeit der höchſten Spannung hörte Felicitas den Profeſſor oft, aber mit ruhigem, gemäßigtem Schritte oben auf- und abgehen. Sie ſah im Geiſte, wie der Mann der Wiſſenſchaft gelaſſen ſeine ſchöne, ſchlanke Hand über den Bart gleiten ließ und dem Ariſtokraten ruhig Geld und Gut bot, um den Schandflecken von der Ehre ſeines Namens zu vertilgen...

Später ließ der junge Frank ſeine Mutter bitten, Kaffee bereit zu halten, er werde mit ſeinem Beſuche nach dem Schluſſe der Geſchäfte in das Wohnzimmer kommen. Felicitas beſorgte das Nöthige, und während ſie noch in der Küche mit dem Ordnen des Kaffeegeſchirres beſchäftigt war, hörte ſie die Herren bereits die Treppe herabſteigen. Faſt wollte ihr der Muth ſinken, als ſie den Fremden langſam und in ein Geſpräch mit dem Profeſſor verwickelt durch die Hausflur ſchreiten

ſah. Es war eine faſt übergroße, ſchmale Geſtalt, die in Haltung und Geberden den feinen, formgewandten Weltmann, aber auch den gebietenden Herrn, den ſeiner bevorzugten Stellung ſich bewußten Ariſtokraten unleugbar verrieth. . . Ihr Großvater war der Fremde keinenfalls, dazu ſah der feingemeißelte, ſehr kleine Kopf mit dem kurzgeſchorenen braunen Haare zu jung aus. In dieſem Augenblicke ſpielte freilich um die ſchmalen dünnen Lippen ein verbindliches Lächeln, mit welchem er ſich zu dem Profeſſor hinüberneigte, aber das ſchöne, ſcharfgeſchnittene Geſicht mit dem gelblich bleichen Teint war offenbar mehr geübt im Ausdrucke herriſcher Strenge, als in dem der Güte und des Wohlwollens.

Felicitas ſtrich mit bebenden Händen glättend über ihr Haar und trat in das Zimmer, nachdem die Köchin den Kaffee hereingetragen hatte. Die Anweſenden ſtanden ſämmtlich in der einen großen Fenſterniſche und wandten der leiſe Eintretenden den Rücken. Sie füllte geräuſchlos die Taſſen, nahm das Kaffeebret und bot es mit einigen Worten dem Fremden — er drehte ſich jäh um bei dem Klange ihrer Stimme, taumelte aber ſofort zurück, als habe ein heftiger Schlag ſein erbleichendes Geſicht getroffen, während das entſetzte Auge über die Mädchengeſtalt irrte.

„Meta!“ ſtieß er hervor.

„Meta von Hirſchſprung war meine Mutter,“ ſagte das junge Mädchen mit ihrer tiefen, melodiſchen Stimme ſcheinbar ſehr ruhig, ſetzte aber das Brett auf einen Tiſch, weil die Taſſen bedenklich zu klirren begannen.

„Ihre Mutter? — Ich wußte nicht, daß ſie ein Kind hinterlaſſen hat,“ murmelte Herr von Hirſchſprung, indem er Herr ſeines Schreckens zu werden ſuchte.

Felicitas lächelte bitter und verächtlich — theilweiſe wohl über die eigene Schwäche, mit der ſie ſich, trotz aller guten Vorſätze, hatte hinreißen laſſen, dieſem Manne gegenüber ihre Abkunft einzugeſtehen. In ſeine ſchreckensvolle Ueberraſchung miſchte ſich auch nicht ein Laut der Liebe oder des ſchmerzlichen Mitleids — ſie fühlte ſofort, daß ſie eine Reihe von Demüthigungen für ſich heraufbeſchworen hatte, ſie mußte ſie nun erleiden und hinnehmen in Gegenwart der Umſtehenden, die, lautlos vor Erſtaunen und Verwunderung, der weiteren Entwickelung des merkwürdigen Vorgangs harrten.

Mittlerweile wich die Beſtürzung des Herrn von Hirſchſprung, aber nur, um einer peinlichen Verlegenheit Platz zu machen. Er ſtrich ſich mit der Hand über die Augen und ſagte leiſe und ſtockend: „Ja, ja, ganz

recht, dieſe kleine Stadt X. war es ja, wo die Nemeſis die Unglückliche ereilt hat — eine furchtbare, aber leider gerechte Nemeſis!"

Es hatte den Anſchein, als kehre ihm mit dieſem Ausrufe die volle Gewalt über ſich ſelbſt zurück. Er richtete ſich in ſeiner ganzen Länge auf und ſagte mit der vornehmen Leichtigkeit des vollendeten Cavaliers zu den Umſtehenden: „Ah Pardon, wenn ich mich durch einen augenblicklichen Eindruck hinreißen ließ, zu vergeſſen, daß ich mich in Geſellſchaft befinde! . . . Aber ich glaubte ein Familiendrama für alle Zeiten abgeſchloſſen und begraben, und nun tritt mir hier ein ungeahntes Nachſpiel entgegen! . . . Sie ſind alſo eine Tochter des Taſchenſpielers d'Orlowsky?" wandte er ſich an Felicitas, ſichtlich bemüht, ſeiner Stimme einen Anflug von Wohlwollen zu geben.

„Ja," verſetzte ſie kurz und ſtand ebenſo hoch aufgerichtet ihm gegenüber. In dieſem Momente trat die Familienähnlichkeit zwiſchen den beiden Geſtalten ſcharf und ſchlagend hervor. Stolz war der vorherrſchende Ausdruck in dieſen edelſchönen Linien, wenn er auch auf einer vielleicht grundverſchiedenen Anſchauungsweiſe beruhte.

„Ihr Vater hat Sie nach dem Tode ſeiner Frau

in X. zurückgelaſſen? Sie ſind hier aufgewachſen?“ frug er weiter, unverkennbar betroffen durch die impoſante Haltung des Mädchens.

„Ja.“

„Dem Manne iſt freilich nicht viel Zeit verblieben, für Sie zu ſorgen — ſo viel ich mich erinnere, iſt er ja wohl vor acht oder neun Jahren in Hamburg am Nervenfieber verſtorben.

„Ich erfahre erſt in dieſem Momente, daß er nicht mehr lebt,“ entgegnete Felicitas bebend, während ihre Mundwinkel krampfhaft zuckten, und eine Thräne in ihr heißes Auge trat. Aber trotz der Gemüthserſchütterung, die ihr die Nachricht brachte, fühlte ſie doch eine Art von ſchmerzlicher Genugthuung; Frau Hellwig hatte ja oft genug geſagt, ihr Vater ziehe als liederlicher Strolch in der Welt umher und frage viel danach, was es andern Leuten koſte, ſein Kind aufzufüttern.

„Ah, es thut mir leid, daß ich dazu berufen war, Ihnen dieſe niederſchlagende Mittheilung zu machen!“ rief Herr von Hirſchſprung, bedauernd den Kopf hin und her wiegend. „Mit ihm haben Sie freilich den einzigen Verwandten verloren, der Ihnen nach dem Tode Ihrer Mutter geblieben iſt. . . Es gab eine Zeit, wo ich der Vergangenheit dieſes Mannes nachforſchte — er

hat von zarter Jugend an allein geſtanden in der Welt — es iſt beklagenswerth, aber ſie haben Niemand mehr von Ihrer Familie.“

„Und darf man fragen, Herr von Hirſchſprung, in welcher Beziehung die Mutter dieſes jungen Mädchens zu Ihrer Familie geſtanden hat?“ rief die Hofräthin, empört über die erbarmungsloſe Art und Weiſe, wie er Felicitas aus dem Bereiche ſeiner adeligen Sippe hinauswies.

Ein fahles Roth flackerte über ſein Geſicht. . . So hinreißend das Erröthen auf den Wangen der Unſchuld iſt, ſo widerwärtig berührt es uns in dem Geſichte eines hochmüthigen Mannes, den wir im offenbaren Kampfe ſehen, ob er etwas ihn Demüthigendes vor uns verbergen ſoll oder nicht.

„Sie war einſt meine Schweſter,“ antwortete er mit klangloſer Stimme, aber das Wort ‚einſt‘ ſcharf markirend; „ich habe es gefliſſentlich vermieden, dieſe Beziehung zu betonen,“ fuhr er nach einer ziemlichen Pauſe feſt fort; „ſo wie die Sachen liegen, bin ich zu Erörterungen gezwungen, die mich möglicherweiſe rückſichtslos erſcheinen laſſen. . . Ich muß dieſer jungen Dame Mittheilungen über ihre Mutter machen, die ihr beſſer erſpart geblieben wären. . . Frau d'Orlowska

hat in dem Augenblicke, wo sie dem Polen die Hand reichte, für alle Zeiten aufgehört, ein Glied der Familie von Hirschsprung zu sein. . . In unserem Familienbuche steht nicht, wie gebräuchlich, hinter ihrem Namen, mit wem diese Tochter des Hauses vermählt war — in dem Momente, wo sie zum letzten Male über unsere Schwelle geschritten ist, hat mein Vater mit eigener Hand ihren Namen durchstrichen — das war tausendmal härter für sein aristokratisches Gefühl, als wenn er das Todtenkreuz hätte hinzeichnen müssen. . . Seitdem ist der Name Meta von Hirschsprung spurlos verschollen für uns — kein Freund des Hauses, kein Diener hat je gewagt, ihn wieder laut werden zu lassen: meine Kinder wissen nicht, daß sie je eine Tante gehabt haben — sie ist enterbt, verstoßen und war längst für uns gestorben, ehe sie auf eine so schreckliche Weise endete."

Er schwieg einen Augenblick. Die Hofräthin hatte während dieser in wahrhaft vernichtender Weise gegebenen Enthüllungen ihren Arm um Felicitas gelegt und sie mütterlich liebevoll an sich herangezogen. . . Und dort stand der Professor — er sprach nicht, aber sein Auge ruhte unverwandt und innig auf dem blassen Gesichte des Mädchens, das abermals für seine todte, „vergötterte" Mutter so schwer leiden mußte. . . Es ent-

ſtand eine momentane, peinvolle Stille. In dieſem Schweigen lag unverkennbar eine ſtrenge Verurtheilung; auch der Sprechende vermochte nicht, ſich dieſem Eindrucke zu entziehen — ſtockend, mit unſicherer Stimme fuhr er fort: „Seien Sie verſichert, daß es für mich eine ſehr ſchwere Aufgabe iſt, Ihnen in der Weiſe Wehe thun zu müſſen — ich erſcheine mir ſelbſt in einem ſo — ſo unritterlichen Lichte, aber, mein Gott, wie ſoll ich denn die Dinge anders beim Namen nennen? . . . Ich möchte gern etwas für Sie thun. . . . In welcher Eigenſchaft ſind Sie denn hier in dieſem ſehr ehrenwerthen Hauſe?“

„Als mein liebes Töchterchen,“ antwortete die Hofräthin an Felicitas' Stelle und ſah ihn feſt und durchdringend an.

„Nun ſehen Sie, da haben Sie ja doch ein ſehr glückliches Loos gezogen!“ ſagte er zu dem jungen Mädchen, während er ſich vor der Hofräthin verbindlich neigte. „Leider iſt es nicht in meine Hand gegeben, mit Ihrer edlen Beſchützerin zu wetteifern — die Rechte einer Tochter des Hauſes dürfte ich Ihnen ſchon um deswillen nicht zugeſtehen, als meine Eltern noch leben; in ihren Augen würde leider der Umſtand, daß Sie den Namen d'Orlowsky tragen, vollkommen genügen, um Sie nie vor ſich zu laſſen.

„Wie, die leiblichen Großeltern?“ rief die alte Dame entrüstet. „Sie könnten um das Dasein einer Enkelin wissen und sterben, ohne sie gesehen zu haben? — Das machen Sie mir nicht weis!“

„Meine liebe Frau Hofräthin,“ entgegnete Herr von Hirschsprung kalt lächelnd, „das stark ausgeprägte aristokratische Gefühl, ein hoher Sinn für die unbefleckte Ehre des Hauses sind Familieneigenthümlichkeiten der Hirschsprungs, denen auch ich mich nicht entziehen kann — die Liebe kommt bei uns erst in zweiter Linie. Ich begreife die Anschauungsweise meiner Eltern vollkommen und würde genau so handeln, wenn sich eine meiner Töchter je vergessen sollte.“

„Nun, mögen die Männer Ihrer Familie über diesen Punkt denken, wie sie wollen,“ sagte die Hofräthin beharrlich, „aber die Großmutter — sie müßte ja ein Stein sein, wenn sie von diesem Kinde hörte und —“

„Gerade sie verzeiht am wenigsten,“ unterbrach er die alte Dame in sicherer Ueberlegenheit. „Meine Mutter hat verschiedene Glieder alter Grafengeschlechter auf ihrem Stammbaume und hütet den Glanz des Hauses, wie selten eine Frau. . . Uebrigens steht es Ihnen frei, meine sehr geehrte Frau Hofräthin,“ setzte er, nicht ohne einen leisen Anflug von Spott, hinzu, „einen Versuch

für Ihren Schützling zu wagen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich Ihnen nicht nur nicht entgegen sein, sondern Ihr Vorhaben sogar möglichst unterstützen werde."

„O bitte, nicht ein Wort mehr!" rief Felicitas in namenloser Qual, während sie sich aus den Armen der alten Dame loswand und die Hände derselben beschwörend erfaßte. „Seien Sie überzeugt, mein Herr," wendete sie sich nach einer momentanen Pause ruhig und kühl, wenn auch mit zuckenden Lippen, an den Herrn von Hirschsprung, „daß es mir nie einfallen wird, mich auf ehemalige Rechte meiner Mutter zu stützen — sie hat sie hingeworfen um ihrer Liebe willen, und nach Allem, was Sie soeben ausgesprochen, hat sie dabei nur gewonnen. . . Ich bin in dem Glauben aufgewachsen. daß ich allein stehe in der Welt, und so sage ich mir auch jetzt: ‚Ich habe keine Großeltern.'"

„Das klingt scharf und bitter!" sagte er leicht verlegen. „Aber," fügte er mit einem Achselzucken hinzu, „so wie die Verhältnisse nun einmal sind, bin ich genöthigt, Sie in dieser Art der Auffassung verharren zu lassen. . . Im Uebrigen will ich für Sie thun, was in meinen Kräften steht. Ich zweifle keinen Augenblick, daß es mir gelingen wird, von meinem Vater eine anständige lebenslängliche Rente für Sie zu erwirken."

„Ich danke!“ unterbrach sie ihn heftig „Ich habe Ihnen eben erklärt, daß ich keine Großeltern habe; wie können sie denken, daß ich von Fremden Almosen annehmen werde?“

Er erröthete abermals, allein jetzt war es das dunkle Roth der Beschämung, welche vielleicht zum ersten Male im Leben diese hocharistokratische Seele beschlich. In offenbarer Verlegenheit griff er nach seinem Hute — Niemand hinderte ihn daran. Er berührte, sich gegen den Rechtsanwalt wendend, mit einigen fast geflüsterten Worten noch einmal das Geschäftliche, dann bot er, wie von einem plötzlichen Impulse bewegt, Felicitas die Hand, allein das junge Mädchen verneigte sich tief und ceremoniell vor ihm und ließ ihre beiden Hände langsam an den Seiten niedersinken. . . Das war eine herbe Sühne, die das Spielerskind dem stolzen Herrn von Hirschsprung gegenüber für sich verlangte! Er wich bestürzt zurück, neigte sich mit einem Achselzucken und für diesen Augenblick aller aristokratischen Hoheit bar vor den Uebrigen und verließ, vom Rechtsanwalte begleitet, das Zimmer.

Als die Thüre hinter ihm in das Schloß fiel, schlug Felicitas mit einer heftigen Geberde die Hände vor das Gesicht.

„Fee!“ rief der Profeſſor und breitete ſeine Arme weit aus. Sie ſah empor und — flüchtete hinein. Die Arme um ſeinen Hals ſchlingend, drückte ſie ihren Kopf feſt an ſeine Bruſt. . . Der junge, wilde Vogel ergab ſich für alle Zeiten, er machte auch nicht den leiſeſten Verſuch mehr, aufzufliegen: es war ſüß, in ſtarken Armen geborgen zu raſten, nachdem er im einſamen Fluge durch Sturm und Wetter ſich faſt zu Tode gekämpft und geflattert hatte.

Bei dieſem Anblicke gab die Hofräthin ihrem vergnügt lächelnden Herrn Gemahl einen Wink, und Beide gingen geräuſchlos aus dem Zimmer.

„Ich will, Johannes!“ rief das junge Mädchen und ſchlug die Wimpern auf, an denen noch die Thränen des kindlichen Schmerzes hingen.

„Endlich!“ ſagte er und legte ſeine Arme feſter um die zarte Geſtalt, ſie war ja mit dieſem Ausſpruche ſein eigen. Welch' ein Gemiſch von Gluth und Zärtlichkeit brach aus den ſtrengen, ſtahlgrauen Augen, die auf das glückſelig lächelnde Mädchenantlitz niederſahen!

„Ich habe von Stunde zu Stunde auf dies erlöſende Wort gewartet,“ fuhr er fort; „Gott ſei Dank, es iſt aus eigenem Antriebe geſprochen worden! Ich wäre ſonſt heute Abend noch gezwungen geweſen, es zu

veranlaſſen; ob es mir dann ſo ſüß geklungen hätte, wie eben jetzt, ich bezweifle es! . . . Böſe Fee, mußten erſt ſo bittere Erfahrungen über mich kommen, ehe Du Dich entſchließen konnteſt, mich glücklich zu machen?“

„Nein!“ rief ſie entſchieden und wand ſich los. „Nicht der Gedanke, daß Ihre äußere Lage ſich geändert habe, hat mich beſiegt! in dem Augenblicke, wo Sie mir conſequent und entſchieden die Zurückgabe des Buches verweigerten, kam urplötzlich das Vertrauen —“

„Und wenige Augenblicke darauf, als das Geheimniß mir offenbar wurde,“ unterbrach er ſie und zog ſie abermals an ſich, „da erkannte ich, daß Du bei aller Schroffheit, bei allem Trotze und Stolze, doch die echte, beſeligende Liebe des Weibes im Herzen trägſt. Du wollteſt lieber entſagen, ehe Du das Leiden einer ſchmerzlichen Erfahrung über mich kommen ließeſt . . Wir haben Beide eine harte Schule durchgemacht, und — täuſche Dich nicht, Fee, über die Aufgabe, die Dir wird! Ich habe meine Mutter verloren, mein Vertrauen auf die Menſchheit hat einen ſtarken Stoß erlitten und — auch das muß geſagt ſein — ich beſitze in dieſem Augenblicke faſt nichts als meine Wiſſenſchaft!“

„O, ich Glückſelige, daß ich neben Ihnen ſtehen darf!“ unterbrach ſie ihn und legte die Hand leicht auf

ſeinen Mund, „Ich darf freilich nicht hoffen, Ihnen das Alles erſetzen zu können, aber was ein demüthiges Weib irgend thun und erſinnen kann, um das Leben eines edlen Mannes zu erhellen, das ſoll gewiß geſchehen!“

„Und wann wird dieſer ſtolze Mund ſich herablaſſen, mich ‚Du‘ zu nennen?“ fragte er, auf ſie herablächelnd.

Ihr lilienweißes Geſicht erröthete bis an die Haarwurzeln.

„Johannes, bleibe nicht allzu lange fern von mir!“ flüſterte ſie bittend.

„Ach, haſt Du im Ernſte geglaubt, daß ich ohne Dich gehen würde?“ rief er leiſe lachend. „Wenn es ſich in dieſem Augenblicke nicht ſo ſchön fügte, ſo würdeſt du heute Abend erfahren haben, daß Du morgen früh um acht Uhr, in Begleitung unſerer lieben Hofräthin, mit mir nach Bonn abreiſeſt. Die liebe, alte Mama hat Dir ein wenig Comödie vorgeſpielt, mein Kind; droben im Staatszimmer ſtehen ſeit geſtern die gepackten Koffer, und ich habe, unterſtützt von ihrem Rathe ſelbſt das Reiſehütchen ausgeſucht, das ich auf der trotzigen Stirn da ſehen will. . . Du bleibſt vier Wochen als meine erklärte Braut im Hauſe der Frau

von Berg, und dann — zieht eine kleine Frau neben das Studierzimmer des grimmigen Professors, der Falten auf der Stirne und bitterböse Blicke mit nach Hause bringt."

Herr von Hirschsprung legitimirte sich, resp. seinen noch lebenden Vater, als einzigen Erben, und das Vermächtniß der alten Mamsell wurde ihm ausgehändigt. Er erklärte die Ansprüche der Hirschsprungs an die Familie Hellwig bezüglich der unterschlagenen sechszigtausend Thaler für vollkommen getilgt, nachdem der Professor die dreißigtausend Thaler der Tante Cordula aus seinem eigenen Vermögen verdoppelt und somit das Capital bis zu seiner vollen Höhe ergänzt hatte.

Für das verbrannte Bach'sche Opernmanuscript mußte Frau Hellwig baare tausend Thaler erlegen; sie fügte sich knirschend, weil sie von allen Seiten die Versicherung erhielt, daß ein Proceß noch ganz andere Opfer von ihr fordern dürfte.

„Warum soll ich's leugnen?" sagte am Reisemorgen der Rechtsanwalt erröthend und lebhaft erregt zu dem Professor, der reisefertig in der Fensternische neben ihm stand und auf seine Begleiterinnen wartete. „Ich gönne Dir Felicitas nicht! . . . Ich habe im ersten Augen-

blicke dies ſeltene Geſchöpf erkannt und werde lange Zeit brauchen, um — zu vergeſſen. . . . Aber einen Troſt habe ich dabei; ſie hat Dich zu einem andern Menſchen gemacht und den ſittlichen Rechten der Menſchheit, ihrer unanfechtbaren guten Sache einen neuen Bekenner zugeführt. . . . Schlagender konnte meine freie und gewiß geſunde Anſicht über unſere ſocialen Mißverhältniſſe nicht motivirt werden, als durch den Umſtand, daß — verzeihe mir die bittere Wahrheit — die ſtolzen Hellwigs den Angehörigen des verachteten Spielerkindes gegenüber Schwerſchuldige waren. . . . Da ſtehen die Einen und ſehen hochmüthig auf die Andern herab, und die blinde Welt ahnt nicht, daß es faul iſt unter ihren gerühmten Inſtitutionen, und daß der friſche Luftzug der Freiheit nöthig iſt, um ſie wegzuwerfen, die den Hochmuth, die Herzloſigkeit und mit ihnen eine ganze Reihe der ſchlimmſten Verbrechen begünſtigen."

„Du haſt Recht, und ich nehme dieſe bittere Schlußfolgerung ruhig hin," ſagte der Profeſſor ernſt, „denn ich habe in der That ſchwer geirrt. Aber der Weg, den ich zurückzulegen hatte, war ſteinig, und deshalb gönne mir den Preis, den ich ſchwer erringen mußte."

Der Professor hat seine junge Frau in den „exclusiven“ Kreis der Professorenfrauen eingeführt, und das ideal schöne Wesen an seiner Hand ist, trotz der boshaften Einflüsterung der Regierungsräthin, mit Liebe und Bewunderung aufgenommen worden. . . . Es ist Wahrheit, was er sich einst so hinreißend gedacht hatte: Felicitas schmeichelt ihm die medicinischen Sorgenfalten von der Stirne, und wenn er Abends inmitten seiner gemüthlichen vier Wände bittet: „Fee, ein Lied!“ da braust sofort die prachtvolle Altstimme auf, die ihn einst hinausgetrieben hat aus dem mütterlichen Hause in die Thüringer Wälder, der er entflohen, weil sie ihn unwiderstehlich hinüberriß nach dem wunderbaren Spielerskinde.

Er hat sämmtliche Meubles aus der Mansardenwohnung nach Bonn schaffen lassen. Der Flügel und die Büsten sammt der üppigen Epheudraperie schmücken jetzt Felicitas' Zimmer. Im Geheimfache des Glasschrankes bewahrt die junge Hausfrau auch jetzt noch das kostbare, altväterische Silberzeug auf; den kleinen, grauen Kasten sammt Inhalt aber hat der Professor an demselben Tage verbrannt, wo die Hirschsprungs das ausgleichende Capital in Empfang genommen haben. Das Schuldbuch ist vernichtet, das Unrecht gesühnt, so weit menschliche Kräfte es vermochten, und Tante Cordula's Geist kann

unbeirrt seinen hohen Flug weiter verfolgen, den er schon auf Erden angenommen.

Heinrich lebt in Bonn bei dem jungen Paare. Er wird hoch in Ehren gehalten und fühlt sich über die Maßen wohl; wenn er aber auf der Straße der in Sammet und Seide gehüllten, jetzt sehr ungenirt nach der neuesten Mode gekleideten Regierungsräthin begegnet, die stets den Kopf wegwendet, als habe sie das ehrliche Gesicht des alten Mannes nie gesehen, da schmunzelt er vergnüglich in sich hinein: „Das Blümelein Vergißmeinnicht hat doch nichts geholfen, gnädige Frau Regierungsräthin!“

Die schöne Frau kann übrigens ihren tadellos geformten weißen Arm nicht mehr mit dem Armringe schmücken, ihr Vater hat ihn „gewissenhaft“ mit dem Bemerken, daß er durch „Zufall und Irrthum“ in seinen Besitz gekommen, an die Hirschsprung'schen Erben ausgeliefert. Er lebt auf sehr gespanntem Fuße mit seiner Tochter, weil sie die „grenzenlose Dummheit“ begangen hat, seinen Antheil an dem Raube zu bestätigen. . . . Sie hat längst den Nimbus der Frömmigkeit und sanften Milde eingebüßt, betheiligt sich aber noch immer mit großer Ostentation an frommen Bestrebungen, während ihr Aennchen unter fremder Pflege einem sicheren Tode

entgegenwelkt. . . Und er, der strenggläubige Verwandte am Rhein? . . . Es ist nicht zu denken, daß ihn die Nemesis auf Erden ereilt, er wird mit frommer Ergebenheit Alles, was über ihn kommen mag, Prüfung nennen. Wir übergeben ihn deshalb dem öffentlichen Gerichte; die empfindlichste Strafe für den Heuchler ist, daß ihm vor Aller Augen die Maske vom Gesichte genommen wird! . . .

Frau Hellwig sitzt nach wie vor hinter ihrem Asclepiasstocke. Das Unglück ist endlich auch über ihre gefeite Schwelle geschritten; sie hat zwei Kinder verloren: ihren Sohn Johannes hat sie verstoßen, und eines Tages lief die Nachricht ein, daß Nathanael im Duell geblieben sei. Er hat viele Schulden und einen sehr befleckten Ruf hinterlassen. . . . Die eisernen Züge der großen Frau sind schlaffer geworden, und Manchem will es scheinen, als neige sich der Kopf mit dem einst so starren Gepräge des Hochmuthes und der Unfehlbarkeit oft recht müde auf die Brust. . . . Der Professor hat ihr vor Kurzem die Geburt seines erstgeborenen Kindes angezeigt. Seit der Zeit liegt in dem Strickkörbchen, das bis dahin nur derbe blaue und weiße Knäuel mit groben Faden beherbergt hat, ein zartrosiges Strickzeug, Frau Hellwig arbeitet nur verstohlen und ruckweise dar-

an. Friederike ſchwört, es ſei kein Miſſionsſtrumpf, ſondern ein allerliebſtes Kinderſtrümpfchen. Ob und wann dieſe zierlichen, roſenrothen Dinger die ſtrampelnden Beinchen des jüngſten Hellwig'ſchen Familiengliedes umſchließen werden, wir wiſſen es nicht, aber zur Ehre des Menſchengeſchlechts ſoll es geſagt ſein: Es iſt keine Seele ſo verhärtet, daß nicht ein weicher Punkt, eine edle Regung, eine ſüßklingende Seite in ihr ſchliefen; ſie wird ſich freilich oft dieſes inneren Satzes nicht bewußt, wenn die Erweckung von außen fehlt. Aber vielleicht iſt die großmütterliche Liebe ſolch' ein ungeahnt warmer Punkt im Herzen der großen Frau, der, plötzlich angefacht, ein mildes Licht ausſtrömt und das übrige Eis des Innern ſchmilzt.

Hoffen wir, liebe Leſer!

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

303229003M